

# Die Gartenlaube



Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen Nummern vierteljährlich 2 M. oder in vierzehntäglichen Doppelnummern zu je 30 Pf.; mit Frauenblatt in wöchentlichen Heften zu je 25 Pf. oder in vierzehntäglichen Doppelheften zu je 50 Pf.

## Paradiesvogel.

Roman von Paul Oskar Höcker.

(4. Fortsetzung.)

In den ersten Tagen, in denen nach dem Ausspruch der Ärzte noch die Gefahr einer nachfolgenden Gehirnentzündung bei Sabine zu befürchten war, traf Asta, die für die allerschlimmste Zeit völlig hierher übergesiedelt war, den Vater ihrer jungen Freundin mehrfach in hellen Tränen an. Sie hatte es gar nicht für möglich gehalten, daß der weltgewandte, überlegene, mit so viel äußerlich glänzenden Gaben ausgestattete Mann auch einer solchen Weichheit fähig wäre.

Zwei Pflegerinnen vom Märkischen Schweisternhaus wechselten Tag und Nacht im Dienst am Krankenbett ab. Eine Kapazität war gleich nach dem Eintreffen des Krankentransportwagens an Sabinens Lager erschienen. Es ließ sich in den ersten Tagen aber weder raten noch helfen. Die Kranke war dreißig Stunden hindurch völlig bewußtlos, mehrmals stellte sich Erbrechen ein. Nahrungsaufnahme war ausgeschlossen, auch hernach noch, als Sabine sich mehr erholte und dann zeitweise mit längeren Unterbrechungen das Bewußtsein wiedererlangte.

Sie klagte dann über Schwindel und Übelkeit und behauptete, den rechten Arm nicht heben zu können. Sorgfältig ward sie untersucht, aber es ließ sich keine Verletzung wahr-

nehmen. Nun sorgte sich Gernot, es könnte eine Art Lähmung eingetreten sein.

Um die Mitte der ersten bösen Woche erklärte der Arzt, daß ihm eine Lebensgefahr ausgeschlossen erschiene. Es lag zwar eine Gehirnerschütterung vor, doch war Hoffnung vorhanden, daß die Berunglückte, das Ausbleiben irgendwelcher neuen Komplikation vorausgesetzt, bei guter Pflege und sorgfältiger Schonung ohne nachteilige Folgen für Geist und Körper davontommen würde. Auch die verschiedentlichen Sinnesstörungen,

denen sie jetzt noch unterlag, würden sich dann geben.

Die schweren Teppiche dämpften jeden Schritt in der Wohnung.

Alles ging auf leisen Sohlen. Der Flüsterer, in dem man in der Umgebung des Krankenzimmers sprach, brachte etwas geradezu Vertraümliches über die stillen Räume. Asta entwickelte hausfrauliche Talente, die zu entfalten sie in der eigenen Wirtschaft, wo sie nur auf die



Zweikampf auf der Straße.

Gemälde von G. S. 10.

Hilfe eines einzigen Dienstmädchens angewiesen war, keine Gelegenheit besaß. Sie war hier ganz die Persönlichkeit am Platze. Ihre Fähigkeit, komplizierte Dinge rasch zu erfassen, mehrere Ressorts gleichzeitig zu überblicken und die einzelnen Kräfte richtig zu dirigieren, kam jetzt glänzend zur Geltung. Bis

in die letzten Kleinigkeiten, die dem Komfort eines Hauses den Reiz und den Schlfiff geben, wußte sie für alles zu sorgen. Der mit Früchten und Blumen besetzte Frühstückstisch bot stets ein allerliebste Bild. Ihre Kunst, den Teetisch nachmittags zu versehen, war ganz bezaubernd. In zärtlichster Weise aber versorgte sie Sabine.

„Was tät' ich nur ohne Sie, liebste, liebste Freundin!“ sagte Doktor Gernot, teils bewundernd, teils bewegt.

„Ich hätte selbst nicht gedacht, daß ich zur Krankenpflege taugte,“ meinte sie ehrlich. „Wär's nicht gerade Sabine gewesen, ich weiß nicht, wie's geworden wäre. Ich bin im Grunde viel zu egoistisch dazu.“

„Das merkt man nicht, Frau Asta.“

„Ich zeige es bloß nicht.“

Er hatte ihr beide Hände gegeben und sah sie freundlich lächelnd an. „Ernst oder Scherz?“

„Genau weiß ich's selbst noch nicht. Ich kenne mich zu wenig. Aber manchmal graut mir's vor mir selber.“

„Sie machen sich bloß deshalb so schlecht, damit ich Sie hernach nicht so schmerzlich vermisse.“

„Ach, lieber Freund, ein Kompliment hab ich wirklich nicht herausfordern wollen.“

„Wenn es mehr wäre?“ sagte er nach einer kleinen Pause.

Nun stahl sich etwas wie wehmütiger Vorwurf in ihre schönen, graublauen Augen. „Dann würden Sie mir's doch hier nicht sagen, und jetzt nicht, an der Krankenstubeinschwelle.“

Er hatte ihre Hände noch immer nicht freigegeben. Sie wollte sie ihm entziehen. Aber er gab ihren schlanken, nervösen Fingern zuvor noch einen festen, männlichen Druck.

„Was Sie mir und meinem Mädels, was Sie meinem ganzen Hause sind, Frau Asta, das kann ich Ihnen nirgends besser sagen als hier und in diesen stillen Tagen. Weil Sie mir's hier glauben müssen. Hab ich recht?“

Nun nickte sie nur und wandte sich, den Blick niederschlagend, ab. Es war ihm, als schimmerte es in ihren Augen.

Allmählich suchte der Arzt festzustellen, ob Sabine sich auf die Vorfälle jenes Morgens noch besinnen könnte. Bei jedem Besuch fing er aufs neue davon an. Sowohl Asta als auch Doktor Gernot waren meistens dabei. Asta entging keine Silbe von dem, was Sabine in ihrem müden, noch immer etwas verträumten Ton vorbrachte, der etwas ungemein Kindliches hatte.

Ihre Erinnerung schnitt mit dem Aufenthalt am Waldsee nach dem kleinen Zmbiß in „Onkel Toms Hütte“ ab. Sie wußte noch, daß sie von dort an mit Herrn von Wjshnewski und seinem Schwager vorausgeritten war und daß sie über allerlei Drolliges, was der Oberleutnant sagte, gelacht hatte. Auch einer kleinen Debatte mit Herrn von Zielerhorst-Trenklin entsann sie sich noch. Aber die weitere Folge der Ereignisse war ihrem Gedächtnis ganz und gar entschwunden.

„Die durchschnittliche Erscheinung in derlei Fällen,“ meinte der Arzt.

An dem Unglückstage selber hatten die Zeugen des aufregenden Vorfalles Sabinens Vater nicht zu sprechen bekommen. Wjshnewski, der Asta noch an der Unfallsstätte eine Art Bericht erstattet hatte, war sich schon auf dem Heimritt kaum mehr klar darüber gewesen, wie weit er die Baronin in die dem Unfall vorausgegangene Unterredung eingeweiht hatte. Er sowohl als das Ehepaar Zielerhorst-Trenklin schickten nun täglich einen Boten ins Gernotsche Haus, um sich nach dem Ergehen der Kranken zu erkundigen. Als gegen Schluß der Woche zuerst Frau Berte mit ihrem Mann sich persönlich zur Besuchsstunde einfand, um ihre Teilnahme auszusprechen und ihre Freude, daß alles sich zum Besten zu wenden schien, wurden sie von der Baronin von Gamp empfangen. Der Hausherr war noch nicht imstande, sich mit Fremden gesammelt über das Ereignis zu unterhalten.

Asta machte die Honneurs in einer so feinen, sicheren und dabei doch wieder bescheidenen und gewinnenden Art — als hätte sie nicht die geringste Ahnung davon, daß der Legationstrat

und seine Frau, die sich ziemlich befangen zeigten, ihr feindlich gesinnt waren — daß sie in dieser heißen Situation unbedingt die Überlegene blieb.

Erst eine Weile hinterher fand das Ehepaar Zielerhorst-Trenklin, man wäre in Doktor Gernots Haus brüskiert worden. Und der Verkehr hätte zwischen den beiden Häusern von Stund' an gänzlich geschwiegen, wenn nicht der junge Seeoffizier einen um den anderen Tag auf der Bildfläche erschienen wäre. Meistens brachte er Blumen für die Refonvaleszentin mit.

Asta empfing ihn dann und wann. Daß er Sabine so bald schon würde sehen dürfen, konnte sie ihm nicht versprechen. Sabine war am Schluß der ersten Woche für ein halbes Stündchen aufgestanden; die Fristen, die sie außerhalb des Bettes zubrachte, wurden schrittweise gesteigert. Aber sie war doch noch bedenklich matt.

„Ich kann das gräßliche Bild von damals gar nicht mehr loswerden,“ sagte der Oberleutnant einmal zu Asta, deren Frische und Charme sich immer gleichgeblieben waren.

„Sie sollen's aber möglichst rasch vergessen. Denn daran darf das arme Ding natürlich nie erinnert werden. Hören Sie: niemals.“

Wjshnewski beteuerte sofort, er würde nie auch nur mit einer Silbe daran rühren. Wenn er sie doch bloß ein einziges Mal, nur auf eine winzige Sekunde, sprechen dürfte.

„Und was würden Sie ihr dann sagen?“ neckte ihn Asta, indem sie lächelnd den Duft der Blumen einjog, die er wieder für Sabine gebracht hatte.

Er seufzte tief und sah sie dann, gleichfalls lächelnd, an. „Ach — so allerhand.“

„Nettes?“

„Sehr Nettes.“

Nun lachte sie über seine drollig schwärmerische Miene herzlich auf.

„Ja, Sie machen sich lustig über mich, gnädigste Baronin. Wenn Sie bloß ahnten, wie mir die Zeit über zumute war. Das ist doch jetzt mein Urlaub, sauer verdienter Urlaub sozusagen; aber glauben Sie, ich hab' was davon? Wo ich geh' und stehe, muß ich an den schrecklichen Morgen denken. Und es ist mir so traurig, daß ich so gar nichts, gar nichts für sie tun kann.“

Sinnend betrachtete sie ihn. „Wissen Sie, daß Sie ein sehr, sehr lieber Mensch sind? Nein, nein, rot zu werden brauchen Sie nicht. Das ist bei einem Seemann gar nicht am Plage. Und als Sabinens Vizemama darf ich schon so zu Ihnen sprechen.“

Er war recht verlegen geworden. Nach einer kleinen Pause sagte er: „Es ist furchtbar gut von Ihnen, daß Sie sich so um das liebe Ding annehmen. Um das gnädige Fräulein, meine ich.“

Sie stand lachend auf. „D — o! Auf Bestehungsversuche lasse ich mich nicht ein!“

„Bestehung?“ fragte er verdußt.

„Nun, wenn ich als würdige Vizemama Ihnen eine Liebeserklärung mache, dann dürfen Sie doch nicht so abscheulich sein, sie sofort zu erwidern.“

„Ich tu's gewiß nicht wieder!“ Er war ganz selig über ihre charmante, herzliche Art, die ihm Hoffnung machte, da sie doch Sabinens einzige Vertraute war. Und er küßte ihr beim Abschied recht ausführlich die Hand.

„Das geht aber doch an eine andere Adresse, nicht wahr?“ meinte sie lächelnd.

„Ja!“ entfuhr es ihm ehrlich.

Und wieder lachten sie beide.

„Haben Sie sonst noch etwas auszurichten, Herr von Wjshnewski?“

„Sagen Sie mir bloß noch das eine, liebste gnädige Frau: wie sieht sie aus?“

„Bläß. Aber süß. Wie ein kleines Engeldchen. Nein, doch nicht. Vor ein paar Wochen hing hier in einem Kunst-

jakon ein Gainsborough: „Junge Waise“. Haben Sie das Bildchen gesehen?“

„Wasserratte soll in die Museen laufen? Das heißt, wenn Fräulein Sabine Interesse hat: ich bin nicht etwa ein Kunstbarbar! Um Himmels willen, gnädige Frau, schwärzen Sie mich nicht an!“

„Die Herren von der Flotte ‚schuftern‘ sich doch alle gar zu gern ein bißchen,“ neckte sie ihn wieder.

„MinneDienst vor Herrendienst, gnädige Frau!“ sagte er munter. „Und also — der Gainsborough?“

„Na ja: schmales, blaßes Gesichtel, ein ganz klein wenig präraffaelitisch, so eine stille Weihe darüber, durchsichtige Schläfen und dazu die lieben, braunen, traurigen, feuchten Samtaugen!“

„Noch ein Wort — und ich heule.“

„Das sag‘ ich dann aber.“

Sie schiedens als die besten Freunde. Und Asta berichtete — vielleicht noch ein bißchen ausschmückend — der leicht erötenden Sabine von ihrer Unterhaltung.

Wjshnewski war von da an der feurigste Verteidiger der Baronin von Camp. Er verzankte sich ihretwegen sogar ernstlich mit seiner Schwester und deren Gatten. Eine längere Auseinandersetzung über diesen Fall schloß er mit den Worten: „Eine Frau, die bei aller Noblesse und Weltgewandtheit noch so viel Gemüt hat wie Frau Asta, kenne ich sonst, außer Mama, jedenfalls nicht!“ Werte nahm es übel und mokierte sich nicht wenig über die familiäre Bezeichnung: Frau Asta. Aber die Erzellenz, die gerade auch schon eine grazios impertinente Bemerkung über die junge Geschiedene auf der Zunge gehabt hatte, unterdrückte sie; denn es schmeichelte ihr doch, daß ihr Junge Gemüt bei ihr feistellte. Und so nahm sie sich ihm zuliebe der Vielgeschmähten, der sie übrigens für tausend Gefälligkeiten in Vasardingen nur Dank schuldete, gleichfalls an.

Als Sabine noch auf der Schwelle des Bewußtseins zu Bett gelegen hatte, nur ab und zu die blutleeren Lider aufschlug und ihren Blick durch das ihr noch fast fremde Zimmer mit den fremden Menschen und den fremden Möbeln schweifen ließ, irte ihr Blick auch ganz weifenlos an Asta vorbei. Aber einmal, als die Freundin an ihres Vaters Seite an ihr Bett trat, ging es plötzlich wie ein freudiges Aufjucken über ihre Miene, und sie sagte leise und fragend, mit einer innigen Befeligung im Ton:

„Mama . . . ?!“

Das klang so lieb und rührend, daß sie alle im Zimmer, sogar die Krankenschwester, tief bewegt davon waren.

Und mit einer Art freudigen Staunens gab sich die Kranke dann in den Tagen des Überganges einer großen, innigen, vielleicht nur instinktiv bewußten Zärtlichkeit für Asta hin.

Halbe Stunden lang konnte sie sich, als sie den Kopf schon ein wenig aufrichten durfte, an Asta, die auf dem Bettrand saß, anschmiegen, sich leise hin und her mit ihr wiegen und, meist mit geschlossenen Augen, sie küssen, ganz zart, fast schüchtern.

„Bizemama!“ nannte Sabine sie jetzt. Wie das gekommen war, daß sie so unbewußt von der traumhaften Erinnerung an ihre Mutter zur Gegenwart herübergelange, ohne auch nur einen Moment lang zu der schmerzlichen Erkenntnis einer Selbsttäuschung zu kommen, das ließ sich hinterher gar nicht mehr feststellen.

Gernot, der all dies mit ansah, war geradezu erschüttert: die letzte Fremdheit, die die junge Frau für ihn bisher besessen hatte, war nun gewichen. Sie lebten zu dritt so innig, so familiär, als ob Asta schon immer zu ihnen gehört hätte.

Nach drei Wochen Stille bestand der Hausherr darauf, daß Asta sich endlich einmal einen anregenderen Abend gönnte.

Er hatte für ein Philharmonisches Konzert, in dem eine Weltberühmtheit auftrat, Logenplätze besorgt.

Sabine war eine Sekunde lang traurig darüber, daß sie allein bleiben sollte, aber dann redete sie Asta lebhaft zu.

Bizemama mußte sich ihr hernach in ihrer Toilette zeigen. Sabine lag auf dem Löwenfell auf der Chaiselongue in ihrem neuen Kimono, dessen Farben ihren Teint belebten. Asta hatte das schmucke japanische Negligé zusammen mit anderen reizenden Ausstattungsstücken für sie in einem ersten Modemagazin gekauft. Die beiden Gastzimmer, die sie hier bewohnte, hatten in der letzten Woche auch für sie selbst einen kleinen Vorrat an Frühlingsofistimen aufgenommen. Ein Teil stammte von zu Hause aus wieder aufgearbeitetem früheren Bestand — sie hatte sich bei ihrem Vater nur ab und zu mittags auf einen Sprung sehen lassen, — ein anderer steuerte ihre Neuausrüstung für die bevorstehende Saison dar.

Sabine war wieder entzückt von ihr. Asta hatte für den Konzertabend ihre neue Robe aus silberfarbenem Seidenmuffelin gewählt. Libertystreifen, mit Stoffältdchen verbunden, zeigten Mäandermuster in großen Linien. Die Taille umspannte ein türkisblauer Gürtel. Der kleine viereckige Ausschnitt wirkte sehr kokett. Dazu trug sie einen pompösen Abendmantel. Er bestand aus blondfarbenem Tuch mit Madeirastickerei und Einsätzen von Seidengipüre. Asta trug ihn geöffnet, er ward aber durch einen seidenen Faltenzürtel, der sich unter Hohlfallen durchzog, anliegend in der Taille gehalten. Zu ihrem besonderen Blond und den dunklen Augenbrauen und Wimpern wirkten die Farben überaus apart. Ihr pikantes Pariser Näschen gab der ganzen Erscheinung die originelle Art. Das Haar trug sie neuerdings hoch geschheitelt und am Wirbel mit blonden Schildpattfämmen festgesteckt. Rechts und links von der schmal wirkenden Stirn fiel ihr das Haar in losen, leichtgelockten Wellen über die Schläfen.

„Du siehst ja himmlisch aus, kleine Bizemama!“ rief Sabine. „Papa, nein, ist sie nicht zum Verlieben?“

Doktor Gernot war sichtlich stolz auf die junge Hausfreundin. Es trat von dem Augenblick an, da sie einander zum erstenmal wieder in Gesellschaftstoislette gegenübertraten, freilich eine gewisse Befangenheit zwischen sie. Der familiäre Ton des Hausherrn war mehr einem ritterlichen gewichen.

Aber als dann der telephonisch bestellte Wagen gemeldet wurde, fiel Gernot doch wieder in alte Gewohnheiten zurück: er tat nämlich dieselben Fragen, die er bei solchen Anlässen immer an seine Frau gerichtet hatte, ob sie den Fächer, die Ringe usw. auch nicht vergessen hätte.

Darüber amüsierten sie sich dann alle drei. Und seltsam: auch hernach, als das Paar endlich im Wagen davongefahren war und Sabine sich sinnend im Kissen zurücklehnte, empfand sie gar nichts Befremdendes mehr in der Vorstellung, daß Asta nun so ganz und gar an die Stelle ihrer Mama gerückt war. Es war ihr, als ob die Lücke vom Tod der Mutter an bis zu ihrem Wiedererwachen nach dem Sturz gar nicht existierte. Ihre Phantasie konnte von ihrer leidenden, stillen, zärtlichen Mutter zu ihrer bezaubernden, strahlenden Bizemama hinüber- und herüberwandern, ohne zu stocken, so grundverschieden die beiden Wesen waren.

An einem der folgenden Abende, als in Astas ausnahmsweiser Abwesenheit Sabine den Tee bereitere — zu Astas grazioser, etwas koketter Kunst brachte sie's nicht — sprachen sie in aller Behaglichkeit, ein bißchen gerührt und verträumt, aber doch heiter zärtlichen Tons darüber, wie es wohl wäre, wenn Bizemama dauernd bei ihnen bliebe.

Sie sprachen von da an noch öfter darüber. Ja, wenn sie sich allein miteinander unterhielten, dann sprachen sie jetzt eigentlich von nichts anderem mehr.

Und einmal meinte Gernot: „Wenn du's ihr sagtest, kleiner Schatz?“

Sabine nickte stumm.

Die Fenster wurden geöffnet, und über das junge Grün der Ziersträucher im Vorgarten trat mit lustigen Sonnenstrahlen und mit Vogelgezwitscher der Frühling in die Krankenstube ein.

Eigentlich krank war Sabine nicht mehr; die Pflegerinnen waren entlassen. Aber es herrschte noch immer jene zarte Gedämpftheit der Stimmung vor wie in den schweren Tagen. „Eine wunde Glückseligkeit!“ so drückte es Sabine aus.

Sie fuhr bei schönem Wetter in den Mittagsstunden in hübschen neuen Frühjahrsstoletten spazieren — jeder, der von einem Gang aus der Stadt heimkam, brachte stets eine Überraschung für Sabine mit — sie ließ sich willig von ihnen beiden hätscheln und war weich und zärtlich und dankbar.

Einmal ward Herr von Wysznewski gemeldet, während Sabine allein war. Ihr Papa hatte eine dreitägige Reise nach seinem Wahlkreise antreten müssen, um Vorträge zu halten, und ward erst abends zurück erwartet. Asta war „auf einen Hutsch“ nach ihrer Wohnung gefahren. Es war nachmittags etwa um fünf Uhr.

Ganz beglückt, fast etwas stürmisch kam der junge Seeoffizier herein, als das Mädchen ausrichtete, das gnädige Fräulein liebe bitten.

Er hatte sich die Situation immer so ausgemalt, wie sie ihm die Baronin von Gamp angedeutet hatte: Sabine im Lehnstuhl als wachsbleiches Engelsbildchen, den dunkelblonden Kopf matt in ein Kissen gelehnt, und ihr schlankes Figürchen natürlich in einem langen, losen, weißen Gewand.

Höchst erstaunt war er nun, als ihm die Refonvaleszentin in ziemlich munterem Schritt entgegenkam. Sie steckte in einem eleganten Promenadenostium, da sie mittags mit Asta eine längere Wagenfahrt unternommen hatte. Sie kam ihm gegen früher sehr verändert vor, erschien ihm viel mehr als Weltkame; der Einfluß von Aastas ausgeprägtem Toiletten Sinn war unverkennbar. Aber ihr lebenswürdiger Blick, ihr warmer Akton, als sie ihm für all die schönen, sinnigen Blumengrüße dankte, waren noch genau so herzlich und gewinnend wie damals.

„D lassen Sie sich erst einmal ansehen, gnädiges Fräulein!“ sagte er strahlend, wenn auch in einer gewissen Verlegenheit. Und sie mußte an die Balkontüre treten und sich ihm in der Sonne zeigen. Dort nahmen sie dann auch Platz.

Erst jetzt beim Wiedersehen merkten sie beide, daß sie in ihrem früheren Verkehr eigentlich nur an der Oberfläche geblieben waren. Die wärmeren und tieferen Beziehungen hatten sich erst in der Trennung entsponnen.

„Was macht die fröhliche Reiterei, Herr Oberleutnant?“ fragte sie, um keine Pause aufkommen zu lassen.

„Sie trauert, gnädiges Fräulein. Ich bin nur ein paar mal draußen gewesen. Frau von Gamp ja auch so selten. Ich sah sie in der ganzen Zeit nur zweimal.“

„Wir hatten noch Kämpfe, um sie dazu zu bringen.“ Nun stockte das Gespräch. Er hatte so viel auf dem Herzen, daß er gar nicht wußte, wo anfangen.

„Ende der Woche ist mein Urlaub zu Ende.“

„Aber Sie bleiben hier in Berlin?“

„Ja. Nur . . . Dann kommt ja doch bald der Sommer.“

„Sie sagen das so traurig?“

„Er wird sehr einsam für mich werden. Alles verreischt dann. Das gnädige Fräulein gewiß auch?“

Sie senkte leicht das Antlitz über die Blumen. „Wo bringen Ihre Verwandten den Sommer zu? Hat sich Berte schon entschlossen? Sie ließ gar nichts mehr von sich hören. Ich darf noch nicht Treppen steigen, sonst hätt' ich ihr für ihre Teilnahme längst mündlich gedankt.“

„Berte? Ja — Berte ist schon letzten Sonntag abgereist!“ sagte er in leichter Unbehaglichkeit. „Die Kinder sollten Soole baden.“

Mit den paar Worten verslog die hübsche Stimmung so unversehens, daß er sich hernach noch oftmals selbst die bittersten Vorwürfe machte.

„Abgereist?“ wiederholte Sabine befangen. „Und hat mir gar nicht Adieu gesagt? Jetzt, wo wir uns endlich einmal hätten sprechen dürfen? Sie ist mir also böse?“

„Ach, gnädiges Fräulein,“ beeilte er sich abzulenken. „Berte ist kleinlich, ihr Mann womöglich noch kleinlicher.“

Er hatte noch keine rechte Vorstellung von der Überempfindlichkeit einer Kranken, die wochenlang von aller Außenwelt abgeschnitten gewesen war. Je eifriger er sich bemühte, das Thema zu wechseln, desto mehr verstrickte er sich.

„Wie Sie nur sprechen!“ stieß sie plötzlich ängstlich aus. „Was steckt dahinter?“

„Durchaus nichts. Und ganz ehrlich gesagt, Sie haben wirklich nichts verloren.“

Ihr Blick war jetzt wie nach innen gerichtet. Eine fast schmerzliche Spannung prägte sich in ihren Zügen aus. Wysznewskis Stimme und seine Worte über Berte und den Legationsrat lösten in ihrem Gedächtnis eine trübe, aber noch ganz dunkle Erinnerung aus. Sie hörte gar nicht mehr auf das, was er vorbrachte, um den peinlichen Eindruck zu verwischen.

„Da war etwas mit Asta, irgend etwas,“ sagte sie unsicher. „Sie mochten einander nicht. Oder so etwas war's. Es ist ganz seltsam — an einzelne Dinge ist mir die Erinnerung wie ausgeschaltet.“

„Nein, ich dulde auch nicht, daß Sie sich damit quälen. Das ist es ja gar nicht wert. Liebtes gnädiges Fräulein, bitte, bitte, denken Sie doch gar nicht mehr daran!“

„Lassen Sie mich bloß einmal in aller Ruhe überlegen.“ Sie ließ den Kopf zurücksinken und sah mit großen, offenen Augen durch die Balkontür ins Baumgeäst. Ein mattes, hilfloses Lächeln zeigte sich auf ihrem plötzlich ganz blaß gewordenen Antlitz. „Seltsam,“ flüsterte sie, „ganz seltsam.“

Er ward immer untröstlicher. „Nun hab ich mich auf das Viertelstündchen so unsagbar gefreut, die ganze Zeit, und eine ungeschickte Bemerkung verdirbt mir alles.“

„Wenn nur Bizemama da wäre!“ sagte sie bang aufseufzend. Sie blickte sich unruhig um. „Um vier Uhr war sie nach Hause gegangen. Sie erwartet dort die Schneiderin. Aber sie wollte bald zurück sein.“

So unzufrieden mit sich war er noch nie in seinem Leben gewesen. Er hatte vorgehabt, ihr sein ganzes Herz auszuschütten, anzupochen, ob sie denn auch etwas für ihn übrig hätte, ihr zu gestehen, wie er ihr Bild immer und überall im Herzen mit sich herumgetragen, wie er unter der langen Trennung während ihrer Krankheit gelitten, wie tief ihn der Unglücksfall damals erschüttert hatte. . .

„Ach liebtes gnädiges Fräulein,“ begann er von neuem, seinen Stuhl näher zu ihr rückend, indem er ihre matt auf der Lehne liegende blasse Hand bittend berührte, „Sie haben mich so glücklich gemacht damit, daß Sie mich empfangen haben. Nun gönnen Sie mir doch die Freude. Ich — mein Gott — ich hab' Ihnen ja so unendlich viel zu sagen. Und Sie zu fragen. Und wenn doch Frau von Gamp so bald wiederkommt: jede Minute ist mir kostbar! Wer weiß, wann ich Sie wieder einmal sprechen darf, und allein und ungestört wie jetzt müßte es schon sein — denn — ach. . .“

Er brach ab, ganz unfähig, die Worte zu finden, da er merkte, wie stark auch in ihr die Unruhe zitterte.

Sie erhob sich. Beide Hände gegen die Schläfen pressend, wandte sie sich dem Zimmer zu. Sie fühlte, daß ihre Stirn feucht geworden war.

„Ich bin ja selbst ganz traurig darüber,“ sagte sie stockend, mit einem beginnenden Weinen in der Stimme. „Aber diese Angst, diese plötzliche Angst!“

Er folgte ihr. Sie zuckte jäh zusammen, als sie die Schritte hörte, und kehrte sich rasch nach ihm um. Wie beschwörend schlang sie die Hände ineinander.

Ein paar Sekunden lang stand er schweigend, mit sich kämpfend, ihr gegenüber. Jetzt müßte er sie in seine Arme pressen, sagte er sich, sie küssen und die große, entscheidende Frage tun. Aber der Mut fehlte ihm dazu.



Besuch auf der Alm.  
Gemälde von Hugo Kaufmann.

Sie las in seiner Miene, seinem Blick. Noch nie war er ihr so lieb gewesen wie in dieser Sekunde. Es drängte sie auch, ihn anzuhören, und eine innere Stimme schien ihr zu sagen: sie mußte sich zwingen, diese unbestimmte Dual, die ihr die Fassung raubte, zu überwinden. Es war gewiß nur eine krankhafte Störung, eine übertriebene Nervosität noch aus der langen Einsamkeit her.

Aber Sekunde auf Sekunde verstrich, ohne daß sie auch nur um Zollbreite von der Stelle gekommen wären. Und da sie plötzlich fröstelte und sie dem Mädchen klingelte, um die Fenster schließen zu lassen, griff er leicht aufsteufzend nach seiner Mütze. Nachdem er sich verabschiedet hatte, stand sie noch lange unter diesem seltsam banger Druck. Aus Traum und Erinnerung wob ihre Phantasie ein Schreckgespenst zusammen, dem sie sich nicht entziehen konnte, das sie dann auch den ganzen Abend über verfolgte.

Astas Heimkehr verzögerte sich. Gegen acht Uhr traf Doktor Gernot von der Bahn ein. Sabine stürzte ihm entgegen und warf sich schluchzend in seine Arme.

Er war entsetzt über ihre Aufregtheit. „Schatz — kleiner Schatz — was hast du, was ist geschehen?“

Und in dieser Sekunde stand es plötzlich wieder ganz klar in seiner vollen, großen Bedeutung vor ihr: ihr Papa wollte sich wieder verheiraten, wollte Asta zur Frau nehmen, und man sprach so häßlich über sie, sie selbst, sein Kind, hatte es mit anhören müssen, damals, auf dem Morgenritt zur Havel . . .

Sie durchlebte im Geist die aufregenden Augenblicke vor ihrem Sturz noch einmal.

„Battling!“ schrie sie auf, sich an ihn klammernd.

Er umfing sie, denn sie kniete plötzlich in sich zusammen. Ihre Hände waren kalt und feucht, auch auf ihrer blaffen Stirn stand der Angstschweiß. Natsch bettete er sie auf der Chaiselongue. Dann klingelte er dem Mädchen, ließ ihn aber noch in den Korridor entgegen und rief ihm erregt zu: „Dem Arzt telefonieren, rasch, rasch, ich liebe ihn sofort bitten — eine Ohnmacht!“

Es war aber keine wirkliche Ohnmacht, es entwickelte sich nur ein erschöpfter Schlaf daraus.

Gernot setzte sich zu der Kranken, nachdem er sie gut eingehüllt hatte, und strich ihr besorgt über Stirn und Schläfen. Er zählte die Minuten, die Sekunden, bis Asta endlich da sein würde. Er fühlte sich schon ganz hilflos ohne sie.

Fester als je stand in dieser Stunde sein Entschluß, sie zu heiraten. Vor allem, um Sabine eine mütterliche Freundin zu geben.

Als Sabine spät abends erwachte, war sie nur matt, sonst ganz ruhig. Eine rechte Vorstellung von dem, was sie so sehr geängstigt hatte, besaß sie nicht mehr. Bloß in der Erinnerung an den Besuch des jungen Seeoffiziers überkam sie eine eigenartige Traurigkeit — eine seltsam süße, müde Traurigkeit. Sie liebten sich, das wußte sie jetzt. Aber warum sagten sie's einander nicht? Es war so eine innige Sehnsucht in ihr, sich anklammern zu können, denn sie fühlte sich doch sehr, sehr verwaist.

Wyschnewski war in tiefer Verstimmung von ihr gegangen. Er wußte aber nicht recht, wem er grollen sollte. Trug er die Schuld daran, daß der leidige Streit um Asta zur Sprache gekommen war? Die Vorstellung beunruhigte ihn, daß die Baronin durch Sabine davon erfahren würde. Sie konnte dann annehmen, daß er gleich seiner Schwester und seinem Schwager gegen sie intrigierte. Wie er jetzt mit Sabine stand, wollte er sich Frau von Camps Protektion nicht verscherzen. Auch eine ganz unegoistische Regung der Ritterlichkeit rückte ihm den Wunsch nahe, sich vor ihr von jedem Verdacht zu reinigen.

In solchen Gedanken war er tiefer hinein in den neuen Westen geraten. Unfern vom Viktoria-Luise-Platz blieb er stehen und überlegte. Vielleicht war Frau von Camp noch in ihrer Wohnung anzutreffen? Ob er sie aufsuchte — ihr eine ganz offene Beichte über alles ablegte? Wenige Minuten später stand er schon in dem Haus, dessen Nummer er gelegentlich gehört zu haben sich entsann. Er klingelte an der Portierswohnung und fragte den Mann nach der Baronin.

„Ja, vier Treppen hoch, Herr von Zoter. Rechts. Aber die Frau Baronin ist schon ein paar Wochen am Kurfürstendamm.“

„Aee, momentan is sie oben,“ rief die helle Stimme eines halbwüchigen Mädchens vom Fenster her, „ich hab sie vor 'ner guten Stunde ins Haus 'reingehen sehn.“

Also begann Wyschnewski den Aufstieg.

Er erklomm gerade die oberste der mit breiten, dicken Läufern belegten Treppe aus imitiertem Marmor, als die Entreeür der Wohnung zur Rechten sich aufrat. Ein junger Herr kam gleich darauf auf dem Treppenabsatz an ihm vorbei. Nach Gang und Haltung erschien er ihm wie ein Kamerad in Zivil. Wenigstens ließ das schmale, so stark wettergebräunte Gesicht auf den Seemann schließen. Bei der hastigen Begegnung streifte er den Fremden nur mit einem flüchtigen Blick. Aber die schönen, ausdrucksvollen, hellgrauen Augen, die in dem knabenhaft hübschen Gesicht standen, fielen ihm auf.

Wyschnewski suchte in der Brusttasche seines Überrocks nach einer Karte, um sie dem Mädchen zur Anmeldung einzuhändigen. Er hörte, daß der Fremde — gleichzeitig mit ihm — auf einem unteren Treppenabsatz stehen blieb, vielleicht in einiger Neugierde.

Er nahm die letzten paar Stufen und klingelte zur Rechten.

Hastige, leichte Schritte näherten sich, er hörte das Klauschen feidener Röcke. Gleich darauf ward ziemlich ungestüm die Tür geöffnet.

Asta stand auf der Schwelle.

Der Ausdruck ihres Gesichts machte in blitzartiger Folge ein paar seltsame Wandlungen durch. Aller Glanz erlosch in ihren Augen, indem sie ihn anstarrte, Schreck malte sich in ihren Zügen, dann fand sich ein gezwungenes, verwirrtes Lächeln auf ihre Lippen.

„Verzeihung, gnädige Frau, daß ich so spät noch wage . . .“

„Herr von Wyschnewski! — O!“ Ein paar Augenblicke hielt sie ganz unerschlossen in der Tür. „Mein Mädchen ist nicht da — vielmehr — in der Küche . . . Ich wollte gerade die Wohnung verlassen . . .“

Es lag etwas seltsam Abwesendes in ihrem Ton. Gewiß lauschte sie nach unten. Die Schritte des sich Entfernenden waren vielleicht nur des Teppichs wegen nicht mehr zu hören — vielleicht auch hielt er wieder auf einem tieferen Treppenabsatz inne.

Der junge Offizier wußte selbst nicht, weshalb ihn mit einem Male das peinigende Gefühl überkam: hier stimmt irgend etwas nicht. „Ich störe also, gnädige Frau?“

„Aber lachte sie — wiederum etwas gezwungen. „Aber durchaus nicht. Ich bin bloß verwundert —“

„Ich war bei Fräulein Gernot. Dort erfuhr ich, daß Sie hier waren.“

„Ja — die Schneiderin hat mich vor ein paar Minuten verlassen . . . Ich war ganz allein und wollte gerade wieder nach dem Kurfürstendamm.“ Nun trat sie einen Schritt zurück. „Aber es ist hübsch, daß Sie mir hier ‚Guten Tag‘ sagen kommen. — Oder haben Sie etwas Besonderes?“

Er war nicht gewandt genug in der Verstellung. Sie mußte ihm zweifellos anmerken, daß er irgend einen Verdacht geschöpft hatte. Der äußere Schliß der Offizierserziehung half ihm über die seltsam häßliche Empfindung hinweg. Er sagte also so korrekt er konnte, daß er der gnädigen Frau nur seine Aufwartung hätte machen wollen.

Für eine offizielle Visite war es reichlich spät; es dämmerte bereits. Sie nahm keine Notiz davon, war nun schon wieder ganz die Liebenswürdige selbst. Er mußte eintreten und ihr in den Salon folgen. Fortgesetzt plauderte sie — mit immer noch abwesender Miene freilich, aber bei anscheinend bestem Humor.

Kleinlich in äußerlichem Formentam war er sonst ganz und gar nicht. Aber es fiel ihm auf, daß sie nicht das Mädchen kommen und Licht machen ließ. Und noch so mancherlei mißfiel ihm. Sie hatte die Unwahrheit gesagt. Das Mädchen war keinesfalls da. Die Begegnung mit dem Fremden bedrückte ihn. Warum vertuschte sie's geistlich, daß sie bis zur letzten Minute vor seinem Kommen Besuch gehabt hatte?

Warum erwähnte sie sofort mit so auffälliger Hast, daß die Schneiderin bei ihr gewesen wäre und sie soeben erst verlassen hätte? Er sah einen kurzen Höflichkeitsbesuch ab. Von dem, was ihn hergeführt hatte, sagte er keine Silbe.

Als er dann die Treppe wieder hinabstieg, hatte er das Gefühl einer tiefen Beschämung. Er wußte selbst nicht weshalb.

Ein peinigendes Mißtrauen gegen Frau Aita brannte in ihm. Hundertelei fiel ihm wieder ein, was seine Verwandten über die Baronin sagten oder flüschten.

Unschlüssig wanderte er durch die dunkelnden, unbehaglichen, noch wenig bewohnten Straßen an der Weichbildgrenze.

(Fortsetzung folgt.)

## Künstlich erzeugtes Eiweiß.

Nach dem Experimentalvortrage Emil Fischers in der Deutschen Chemischen Gesellschaft.

Von Dr. S. Saubermann.

**G**heimrat Professor Dr. Emil Fischer ist unzweifelhaft einer der größten lebenden Gelehrten; — vielleicht, wenn man eine Leistung nach der Schwierigkeit der gelösten Probleme beurteilt, der bedeutendste Chemiker der Gegenwart. Tatsächlich erhielt er den ersten Nobelpreis für Chemie, und es konnte auch kein anderer als er dieser Auszeichnung würdig befunden werden. Fern von jeder Reklamesucht gibt er die Resultate seiner Forschungen fast nur in den „Berichten der Deutschen Chemischen Gesellschaft“ kund.

Noch nicht 27 Jahre alt, wurde er Professor in München und schon dreizehn Jahre darauf als der einzig würdige Nachfolger des berühmten August Wilhelm von Hofmann Vorstand des Ersten Chemischen Institutes der Berliner Universität. Von den vielen sogenannt organisch-chemischen Verbindungen, die er in dieser Periode entdeckte, ist die wichtigste das Phenylhydrazin, eine Substanz von ganz besonderer Eigenart aus sechs Kohlenstoff-, acht Wasserstoff- und zwei Stickstoffteilchen, und seine Glanzleistung die Anwendung dieses Stoffes zur Klarstellung der Art und Weise, wie die Natur die Zuckerarten aus den Elementen aufgebaut hat, welche Arbeit er durch künstliche Darstellung des Traubenzuckers aus einfacheren chemischen Substanzen krönte. Vor ungefähr sechs Jahren wandte er sich der Chemie der Eiweißstoffe, einem von der Forschung infolge der erkannten ungeheuren Schwierigkeiten arg vernachlässigten Gebiete zu, und was man in dieser Zeit hin und wieder von ihm hörte, war geeignet, den großen Hörsaal des Hofmannhauses Anfang Januar mit einer Hörerscholar zu überfüllen, zu der Fischers namhafteste Fachkollegen ein großes Kontingent gestellt hatten. Sie waren nicht nur die angesagte Übersicht seiner bisherigen Resultate, sondern auch eine bedeutame Offenbarung zu hören gekommen. Und das eine soll gleich gesagt sein: auch die kühnsten Erwartungen wurden nicht getäuscht.

Wir ist seitens der Redaktion der „Gartenlaube“ die Aufforderung zuteil geworden, ihren Lesern die großartige Rundgebung des Gelehrten zu übermitteln. Das ist an

geheits der Tatsache, daß das von Fischer behandelte Gebiet der organischen Chemie zu den allerschwierigsten zählt, keine leichte Aufgabe. Zum Beweise dafür eine kleine Anekdote, die den Vorzug, wahr zu sein, besitzt: Eine Dame, die mein Laboratorium besuchte, fragt mich, was ich in einem Gefäße schüttle.



Professor Dr. Emil Fischer in seinem Laboratorium.

Ich antworte kurz und bündig: „Das ist 3,6 — diamido — 2,7 — dimethyl — 9 — phenylacridin.“ — „Um Himmels willen,“ ruft der Gast, „das versteht doch kein Mensch!“ — „Ei, gewiß versteht er es,“ erwidere ich; „die für Sie unaussprechliche Formel sagt dem Chemiker nicht nur, was für Farbstoff die Substanz ist, sondern auch, wie seine Konstitution lautet, das heißt, wie wir uns das innere Gefüge der chemischen Verbindung vorstellen, in welcher Weise die Atome an- und untereinander gelagert sind, manchmal sogar, auf welche Weise der Stoff gemacht worden sein kann.“ Sprachloses Erstaunen auf Seiten der Besucherin. Was aber geschehen wäre, wenn ich ihr, frei nach Fischer, den ungefähr richtigen chemischen Namen eines halbwegs einfachen Eiweißkörpers vorgesprochen hätte, das male sich der phantasievollere Leser selbst aus. Denn die Eiweiß-

körper sind die allerkompliziertesten Angehörigen der organischen Chemie. „Organische Chemie?“ Hier stock ich schon —. Eigentlich gibt es keine. Allerdings, früher, noch vor hundert Jahren, unterschied man deutlich zwischen Anorganischem und Organischem. In die erste Gruppe schob man alle Stoffe, die gewissermaßen aus mineralischen Bestandteilen zusammengesetzt waren, in die zweite jene Substanzen, deren Herstellung in Pflanzen- oder Tierkörpern durch die schaffende Natur selbst erfolgt und bei denen die Mitwirkung einer unerklärlichen, ewig unerforschlichen „Lebenskraft“ als unerlässlich gedacht war. Da gelang es Wöhler 1828, den Harnstoff, ein ausschließlich tierisches Produkt, aus Salmiatgeist (Ammoniak) und wasserstoffreicher Blausäure (Cyan) zu fabrizieren. Seitdem ist der Unterschied zwischen beiden Chemiegealtungen nicht mehr vorhanden, aber wir sagen trotzdem noch „organische und anorganische Chemie“ ebenso wie: „die Sonne geht auf“. Denn die Forschung hat,



Mozarts Stunden  
Illustration von H. Schütz

Die Herausgeber sind Neudt & Co., Bonn.

insbesondere in den letzten vier Jahrzehnten, hunderttausend und mehr sogenannte organische (im engeren Sinne Kohlenstoff-) Verbindungen zu gewinnen verstanden, von denen ein großer Bruchteil in der Natur trotz aller Lebenskraft nicht entstehen, sogar nicht einmal bestehen könnte. Ganz abgesehen davon, daß Zehntausende für unser Dasein höchst wichtiger Substanzen, insbesondere aus dem Pflanzenreiche, der Natur nachgemacht werden. Man denke nur an das Kokain, Atropin, Chinin, Salizyl und andere mehr; man beachte, daß Veilchen, Jasmin, Vanille und Hunderte anderer Pflanzen nicht mehr zu duften brauchten, weil wir ihren Geruch besser zu machen verstehen; daß fast alle Farbstoffpflanzen wegen der Anilinfarben aus der Agrifkultur verschwunden sind und eben dem Umbau natürlichen Indigos das Zügelrädchen läutet. Wie von den Vandalen ferner Weltteile die weißen Stellen hinweggeschwunden sind, so gibt es nur noch wenige Gebiete im Reiche der angewandten Chemie, die noch keines Forschers Fuß betreten hat; auch das unzugänglichste von allen, der Bezirk der Eiweißkörper, wird bald zu den bewohnten gehören.

Was wir der Arbeit Fischers verdanken, läßt sich vom Nichtchemiker, wie schon erwähnt, nur schwer erfassen. Als er vor sechs Jahren den mutigen Entschluß faßte, das innere Gefüge der pflanzlichen und tierischen Eiweißkörper zu erforschen, war, wie gesagt, noch wenig Pionierarbeit getan. Das heißt, von welcher Bedeutung sie für alles vegetabilische und animalische Leben seien, daß sie den Hauptbestandteil der Pflanzen und Tiere bilden, wie sehr ihre Umsetzungen das Leben an sich darstellen, also fast alles, was sich mit dem Worte „Biologie“ umfassen läßt, das wußte man. Ebenso, daß Lebensprozesse ohne Eiweiß undenkbar sind, daß die Pflanzen die bewundernswerte Fähigkeit besitzen, aus den relativ einfachen chemischen Substanzen, die sie aus Luft und Erde aufnehmen, Albumine herzustellen, daß bis zum heutigen Tage das Sein der Tiere eben wegen dieser Eiweißstoffe von den Pflanzen vollständig abhängig geblieben ist. Schließlich war noch bekannt, daß das Eiweißmolekül aus vielen, vielen hundert bis zu viertausend und noch mehr Atomen von Kohlenstoff, Stickstoff, Wasserstoff und Sauerstoff besteht — etwas Schwefel ist auch manchmal dabei — daß es sich durch Säuren, Alkalien und vergärende Fermente in kleinere Bestandteile zerlegen läßt, und daß diese Komponenten immer noch eiweißähnlich sind. Letztere, vor Fischer durch systematische Zerlegung (Abbau!) vegetabilischer oder tierischer Eiweißkörper, in ganz kleiner Anzahl auch durch Aufbau, das heißt Zusammensetzung aus ziemlich einfachen chemischen Verbindungen, gewonnen, benannte man Aminosäuren. Dieser Name ist gut zu merken. Er besagt, daß in allen diesen als Säuren anzusehenden Stoffen als charakteristischer Bestandteil das Amid oder Amin  $NH_2$  (ein Stickstoff- an zwei Wasserstoffatome gebunden) in bestimmter Weise enthalten sei.

Was Emil Fischer und seine Mitarbeiter in den sechs Jahren geleistet haben, ist nun folgendes: Vor allem erfand er neue Wege und Arbeitsmethoden, um aus pflanzlichen und tierischen Produkten solche Aminosäuren, die vordem nie rein gewonnen worden waren, so zu erhalten, daß man ihre Konstitution (inneres Gefüge) studieren konnte. Daß dabei eine große Anzahl neuer, das heißt bisher unbekannter Aminosäuren gefunden wurden, ist bei Fischer selbstverständlich, ebenso, daß er ganz neue physikalische und chemische Eigenschaften an ihnen erkannte. Damit war aber auch schon die Möglichkeit gegeben, systematisch an die Herstellung von Aminosäuren nicht mehr durch Abbau von Eiweiß, sondern durch Aufbau aus einfachen Chemikalien zu schreiten. Mit anderen Worten: Es nützt der synthetischen Chemie (die sich mit solchem Aufbau befaßt) blutwenig, wenn sie aus der Elementaranalyse erfieht, daß z. B. Vanillin aus je acht Kohlen- und Wasserstoff- und drei Sauerstoffteilen besteht. Erkennt sie aber seine Konstitution, d. h., daß diese 19 Atome als Protocatechualdehyd-methyläther miteinander vereinigt sind, so hat sie viele Anhaltspunkte, wie Vanillin durch Verbindung dieser genannten Komponenten,

was Professor Diemann gelang, künstlich darzustellen sei. Tatsächlich folgte auch bei Fischer nach der Erforschung der Konstitution bald die Synthese fast aller bekannten Aminosäuren, von denen zugleich festgestellt wurde, daß sie insgesamt Bestandteile des natürlichen Eiweißes seien, bei einigen sogar, daß sie keinem Albumin fehlen.

Nun ist es gerade eine der wichtigsten chemischen Eigenschaften der Aminosäuren, die an sich schon ein klein wenig den weit atomreicheren Eiweißkörpern ähneln, daß sie, ob schon Säuren, wegen des enthaltenenamins ( $NH_2$ ) auch mit anderen Säuren chemische Verbindungen eingehen können. „Warum nicht auch,“ folgerte Fischer mit der den großen Forscher kennzeichnenden Sicherheit, „untereinander?“ Eine Aminosäure mit der anderen? Und so erhielt er dann Zweifachaminosäuren = Dipeptide. (Der Name Peptide kommt von Pepton, einem der einfacheren Eiweiße.) Diese Dipeptide erwiesen sich schon peptonähnlicher als die einfachen, waren aber doch wieder Aminosäuren, daher befähigt, sich mit einer dritten, vierten usw. abermals zu vereinigen, Vielfachaminosäuren zu bilden. Diese Polypeptide sind es, die den derzeitigen Gipfelpunkt der Fischerschen Arbeit bilden.

Sie zeigen bereits alle Eigenschaften richtiger Peptone bis auf deren weit größere Anzahl verbundener Atome. Die vorgebrachten und experimentell bewiesenen Fähigkeiten der neuen, künstlich gewonnenen Substanzen lassen keinen Zweifel aufkommen, daß sie schon stark peptonähnlich sind. Sie geben fast alle für Eiweißsubstanzen bezeichnenden physikalischen und chemischen Reaktionen, deren Ausführung ebenso wie die Namentennung aller bedeutenden Vor- und Mitarbeiter Fischers zu weit führen würde. Nur die allerwichtigste muß angeführt werden: die Zerlegung der Polypeptide durch die Fermente der Bauchspeicheldrüse. Es gibt nämlich bisher kein chemisches Produkt, das durch den Pankreasflüssigkeit, der nach Panlow durch frisches Darmsekret in seiner Wirkung verstärkt wird, zerlegt zu werden vermag, ausgenommen Eiweißkörper. Diese von lebenden Tieren in ihrem Darmkanal durchgeführte Zerlegung des durch den Magensaft peptonisierten Albumins (Albumosen, Albuminate, Proteine) nennen wir Verdauung, und ein solches Verdauungsbild im Reagenzglas zeigt uns Fischer, wenn er eines seiner Vielfachpeptide mit Pankreasflüssigkeit versetzt.

Bis zu Sechsfach- und Siebenfachaminosäuren ist der Gelehrte bereits vorgebrungen, und trotz aller Bescheidenheit und Forschervorsicht bezweifelt er nicht, daß die Bildung noch viel größerer Gruppen von Peptiden sehr leicht und sehr bald möglich sein muß. Seiner maßgeblichen und von keiner Seite befehdeten Meinung nach dürfte man mit Fünfzehn- bis Zwanzigfachpeptiden schon in das Reich der Peptone, mit Dreißig- und Vierzigfachaminosäuren in das der Albuminate eintreten. Denn Eiweiß ist nur ein biologischer Begriff, der in chemischer Hinsicht jedoch als unreines Gemisch oder Konglomerat aller oder doch der meisten bekannten und unbekannt Aminosäuren aufzufassen wäre. Und da der Arbeitsgang der Aneinanderschweißung vieler Peptide zu einem sehr großen Molekül sich bisher so glänzend bewährt hat, so muß er zum Ziele führen, zu künstlichen Produkten, die vom Tier oder Menschen aufgenommen, im Darm mit Hilfe von Fermenten des Bauchspeicheldrüsen- und Darmsafts genau so gespalten und absorbiert (verdaut) werden, wie es seit unendlich langer Zeit mit den natürlichen Eiweißkörpern geschieht. Damit aber wäre der letzte Unterschied zwischen organischem und künstlichem Eiweiß gefallen und anstatt einem Kranken zur Nahrung und Stärkung irgend einen „Fleischsaft“ oder ein — gewöhnlich aus Tierblutkörperchen bestehendes — „Eiweißpräparat“ einzugeben, würde man mit einer leichter und genauer zu dosierenden Menge synthetischen Eiweißes das nämliche Ziel erreichen. Und ob nicht auch wenigstens ein Teil der Nahrungsmittel, wie Eier, Fleisch, Fische u. dgl., die wir ja nur wegen ihres Eiweißgehaltes so teuer bezahlen, durch fabriziertes Pepton ersetzt werden kann; wer weiß, was in dieser Hinsicht die technische Chemie noch leisten kann?! Ist doch Mizarin richtiger

Strappfarbstoff, Jodon vollständig echter Weichenduft, künstlicher Indigo physikalisch und chemisch Indigo, wirken doch künstliches Kofain und Salizyl viel natürliches, warum sollte denn künstliches Eiweiß, im Laboratorium aus den gleichen Grundstoffen gebildet, wie die Pflanze sie zum Aufbau benutzte, nicht ganz die gleiche physiologische Wirkung erzielen?

Wohl sind wir noch nicht so weit. Kein ernster Forscher wird außer acht lassen, daß die Verdauungsorgane an die Arbeit mit großen Mengen von Nahrungssubstanzen gewöhnt sind und vielleicht gegen ausschließliche Fütterung mit künstlichen Eiweißpillen revoltieren würden. Was ihm zunächst liegt, das ist die Hoffnung, daß die Wissenschaft auf dem vorgezeichneten Wege und mit ge-

nauer Kenntnis der Nebenpfade systematisch von einem Peptid zum nächst höheren vordringen und mit Substanzen arbeiten wird, deren Wesen und Eigenschaften von allen Seiten gründlich abgeleuchtet sind. Erweisen sich zu dieser Zeit die natürlichen Proteine wirklich als unreine Gemische, die vielleicht viel dem Organismus Schädliches enthalten, oder als Beimengungen, deren Zerkleinerungsprodukte nicht zuträglich sind — tatsächlich frondet die Niere unter der mühevollen Aufgabe, solche Zerkleinerungsprodukte aus dem Körper auszuschleiden — so wird vielleicht Abhilfe geschaffen werden können. Dann erst, nach Jahrhunderten vielleicht, kommt der Tag, da das größte menschliche Problem, die Unabhängigkeitserklärung von der Scholle, gelöst ist.

## El Dorado und die Schätze des Sees von Guatavita.

Von Rudolf Cronau.

Mit Abbildungen nach Originalzeichnungen des Verfassers.

Es ist fraglich, ob es irgendwo auf Erden einen zweiten Länderkomplex gibt, der von Schatzgräbern so überlaufen und durchwühlt worden ist wie das ehemalige Spanisch-Amerika. In manchen seiner Teile, vornehmlich in Peru, Bolivien, Ecuador und Kolumbien, bildet die Schatzsucherei ein förmliches Gewerbe, dem Leichtgläubigkeit und Beschränktheit jahraus jahrein einen reichen Tribut entrichten. Viele Hunderttausende Pesos und manches Menschenleben wurden geopfert, um fabelhafte Schätze zu heben, die angeblich während der Zeit der spanischen Eroberung von Indianern da oder dort verborgen oder von den Spaniern in Eile vergraben wurden, wenn diese vor der überschäumenden Wut der gepeinigten Eingeborenen flüchten mußten.

Namentlich von derartigen Plätzen gibt es eine ganze Menge, und die Überlieferung hat sie fast alle mit dem Nimbus eines fabelhaften Reichtums umgeben, der sich einst durch das Wiederauffinden der versteckten Schätze offenbaren müsse. Villa Rica, die „reiche Stadt“, die im Jahre 1692 den kriegsrischen Araukanern in die Hände fiel, ferner Concepcion de la Estrella in Coltarica, Gran Duida und viele andere jetzt von Urwald oder Wüstenland bedeckte Trümmerstätten bilden seit langer Zeit, bis auf die Gegenwart, den Traum und das Ziel zahlloser Schatzgräber. Wohl die stärksten Hoffnungen, die je gehegt wurden, knüpfen sich aber an ein Unternehmen, das die Trockenlegung eines in Wolkenhöhe auf dem Gipfel der Anden von Kolumbia ruhenden Sees, der Laguna de Guatavita, bezweckt.

Nach Ansicht aller „Sachverständigen“ wäre nämlich der Boden dieses Wasserbeckens mit den wertvollsten Goldzieraten, mit Goldstaub, Smaragden und anderen Edelsteinen hoch bedeckt. Nach Veranschlagung eines Franzosen namens de la Kier sollen sich diese Schätze auf mindestens 1120 000 000 Pfund Sterling bewerten.

Ohne auf diese einer glühenden Phantasie entsprungene Berechnung weiter einzugehen, möchte ich feststellen, daß dem so abenteuerlich scheinenden Unternehmen doch gewisse Tatsachen zugrunde liegen, die nicht weggeleugnet werden können.

Bald nachdem die Spanier den Nordrand Südamerikas entdeckt hatten, erhielten sie auf ihre Fragen nach Gold von den die Küsten bewohnenden Indianern allerhand Andeutungen über ein tief im Innern gelegenes Königreich, dessen Herrscher ungeheure Schätze an Gold und Edelsteinen besitze und, wenn er sich bei festlichen Gelegenheiten seinem Volke zeige, über und über mit Goldstaub bedeckt sei. Diese Erzählungen von dem vergoldeten Manne „el hombre dorado“ oder kurz „el dorado“, „dem Vergoldeten“, verbreiteten sich nach allen in Amerika gelegenen spanischen Kolonien und nahmen immer bestimmtere Formen an, als verschiedene Chronisten sich des verlockenden Gegenstandes bemächtigten und wacker für seine Weiterverbreitung sorgten. Einer von diesen, de Oviedo, versicherte sogar, Gonzalo Pizarro, ein Bruder des Francisco Pizarro, habe den Dorado aufgesucht, der allezeit mit Goldstaub so bedeckt sei, daß er einer von einem trefflichen Goldschmied gearbeiteten

Goldfigur gleiche. Der Goldstaub werde jeden Morgen auf seinen mit wohlriechendem Harz bestrichenen Leib geblasen; da diese Art Kleidung den König aber am Schlafen hindere, so wüsche er sich abends und ließe sich am Morgen neu vergolden.

Auf viele der in den spanischen Kolonien lebenden Abenteurer übten diese Berichte eine unwiderstehliche Anziehungskraft aus. Der erste, der sich anschickte, das Reich des goldenen Königs aufzusuchen und womöglich zu erobern, war ein aus Ulm gebürtiger Deutscher, Ambrosius Alfinger oder Dalsinger, der als Statthalter der berühmten Augsburger Kaufleute Welsch in Venezuela tätig war.

Kaiser Karl V. von Spanien war den Welschern, diesen Rothschilds des 16. Jahrhunderts, stark verschuldet, denn er hatte im Laufe der Zeit nicht weniger als 12 Tonnen Goldes von ihnen vorgestreckt erhalten. Als Pfand für ein weiteres Darlehn hatte der Kaiser den Welschern das unlängst entdeckte Venezuela mit samt dem Recht verschrieben, dieses Land zu kolonisieren und auszubeuten. Alfinger war von den Welschern mit der Zusammenstellung und Leitung einer Expedition betraut worden und im Jahre 1529 mit 400 Mann und 30 Pferden in der kurz zuvor an der Küste von Venezuela gegründeten Ortschaft Coro gelandet. Anstatt sich aber der Kolonisation des Landes zu widmen, ließ er sich durch die umlaufenden Gerüchte über das Reich des Dorado zu einem Eroberungszug dorthin verlocken und drang unter beständigen Kämpfen mit feindlichen Indianern durch von Weisern nie zuvor betretene Urwälder bis in das Innere der heutigen Republik Kolumbien vor. Hier aber erlitt er durch die auf den Hochebenen von Kolumbien lebenden Muiscas so schwere Verluste, daß er sich zum Rückzug genötigt sah. Sein auf nur 100 Mann zusammengeschrunpftes Häuflein Reifiger brachte aber Gold im Wert von über 40 000 Pesos zurück. Eine weitere Beute von Gold im Wert von 30 000 Pesos, die Alfinger mit einer kleinen Schar Bewaffneter nach Coro geschickt hatte, ging mit samt der Bedeckung in den unabsehbaren Urwäldern verloren.

Das wichtigste Ergebnis der Expedition Alfingers bestand in der genaueren Festlegung des Reichs des Dorado. Alle Angaben der unterwegs angetroffenen Indianer stimmten dahin überein, daß dieses Reich auf einer Hochebene der Anden liege und von denselben Muiscas bewohnt werde, vor denen Alfinger hatte weichen müssen. Sobald Alfinger nun die in der Schar seiner Landsknechte entstandenen Lücken wieder ergänzt hatte, brach er aufs neue zur Unterwerfung des Dorado auf, drang bis in die an den Magdalenaflus grenzenden Länder vor, erhielt hier aber im Kampf mit Indianern eine so schwere Wunde am Hals, daß er sich zum zweitenmal zur Rückkehr nach Coro gezwungen sah, wo er bald nach seiner Ankunft starb.

Alfingers Nachfolger, Johann der Deutsche, setzte die abenteuerlichen Expeditionen nicht fort; mit desto größerem Eifer taten dies hingegen die Statthalter Georg Hohemut von Speier, Nikolaus Federmann und Philipp von Hutten. Die Beschreibung

ihrer Jüge zur Eroberung des vom Dorado beherrschten Reiches lieft sich wie ein spannender Roman.

Georg von Speier brach am 13. Mai 1535 mit 100 Reitern und 300 Fußsoldaten von Coro auf, überschritt zunächst die Anden von Merida und kam unter beständigen Kämpfen mit den Eingeborenen nach acht Monate langem Marsche am 5. Januar 1536 an den Apure, einen der mächtigsten Nebenflüsse des Orinoko. Nachdem man diesen sowie die gleichfalls dem Orinoko zufließenden Flüsse Arauca, Camariruh, Lorabo und andere überschritten hatte, wurden die Mitteilungen, die man von Indianern über das Reich des Dorado erhielt, immer bestimmter. Sie wiesen sämtlich auf ein Hochland hin, das auf dem Rücken eines im Westen gelegenen gewaltigen Gebirges liege. Zugleich aber wuchsen auch die Schwierigkeiten des weiteren Vordringens ins Ungeheure. Volle acht Monate verstrichen, bevor es möglich wurde, den hochangeschwollenen Upia, einen Nebenfluß des Meta, zu überschreiten. Nachdem man endlich bis an den Fuß des Gebirges vorgedrungen war, vermochte man an den mit undurchdringlichen Urwäldern bedeckten Abhängen nirgendwo einen Paß zu finden. In der Hoffnung, einen solchen Aufstieg weiter im Süden zu entdecken, drang man in monatelangen Wanderungen bis zum Baviari oder Guaviari vor. Während dieses Zuges traf man wiederholt indianische Dörfer, deren Bewohner die Frage nach dem Goldlande immer wieder mit Hinweisen auf die westlichen Gebirge beantworteten.

Aber alle Versuche, diese zu übersteigen, schlugen fehl. Stets geriet man in Wildnisse, wo zahllose Ströme, Bäche und Sümpfe jedes Fortwärtkommen unmöglich machten. Ein in seiner Endlosigkeit und seinem Schwigen grauenhaft großartiger Wald bedeckte weit und breit die Landschaft. Seilartige Lianen und Schlingpflanzen überwucherten die Bäume und versperrten auf jedem Schritt den Weg. Überall herrschte geheimnisvolles, beängstigendes Halbdunkel, denn nirgendwo vermochten die Strahlen der Sonne den Wust von Vegetation zu durchdringen. Nur wo unlängst ein morscher Urwaldriese zusammengebrochen war und in seinem Sturz die Äste der Nachbarn mit niedergerissen hatte, slutete das Tageslicht herein und bot den die Wälder bewohnenden Raubtieren, den gefährlichen Jaguars, sowie den erschreckend aussehenden Riesenschlangen, Gelegenheit, sich zu sonnen.

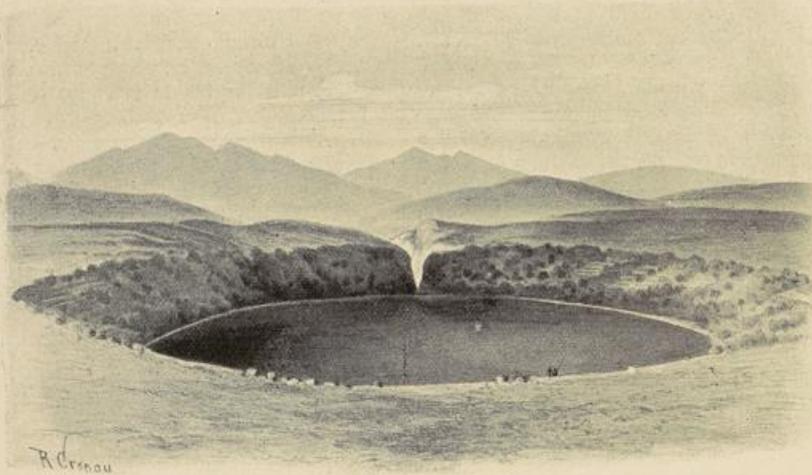
Die Leiden, denen die wackeren Deutschen in diesen Einden ausgesetzt waren, stiegen ins Entsetzliche. „Gott allein,“ so schrieb der an dem Zug teilnehmende Philipp von Hutten an seine in Deutschland weilenden Angehörigen, „Gott allein und die gemein Leute, so es versucht haben, wissen, was Not und Elend, Hunger, Durst, Mühe und Arbeit die armen Christen in diesen drei Jahren erlitten haben; ist zu verwundern, daß es menschlich Körper so lang ertragen mögen. Ist ein Graun, was Ungeziefers als Schlangen, Krotten, Ottern, Lacerdas, Wurm, Kraut und Wurzeln die armen Christen auf diesem Zug geissen haben, nemlich ward ein Christ funden, so ein Viertel von einem jungen Kind mit etlichen Kräutern tocht hat.

Auch die Pferd, die erschossen wurden oder an dem Schelm starben, sind für 400 Pesos Gold verkauft worden und noch teurer, wo mans zugelassen hätt; ein Hund 100 Pesos, deren ich selbst einen mit etlichen Christen kauft hab; auch wurden viel Elends-Häut, wie sie an etlichen Orten die Indianer tragen für Schild, eingeweigt, gesotten und geissen, also daß von diesem bösen, unkräftigen, unnatürlichen Essen, auch von der großen Arbeit, im Regen und Wind Liegen die Christen so gar ver-schmacht und ausgedorrt waren, daß uns Gott nicht geringe Gnad bewiesen hat, uns am Leben zu halten.“

Die Lage wurde geradezu schrecklich, als die Regenzeit hereinbrach und durch die unermesslichen herabstutenden Wassermassen sämtliche Ströme und Bäche in meilenweite Seen verwandelt wurden. Wilde Verzweiflung bemächtigte sich aller. Jedermann erkannte, daß weiteres Vordringen mit sicherem Untergang gleichbedeutend sei, und so entschloß man sich am 13. August 1537 schweren Herzens zur Rückkehr.

Als die Abenteurer neun Monate später, am 27. Mai 1538, nach dreijähriger Abwesenheit halbnaakt wieder in Coro eintrafen, belief sich ihre Zahl nur noch auf 160; die übrigen 240 waren dem Klima, den Indianern und Raubtieren zum Opfer gefallen.

In Coro fanden die Heimkehrenden, daß Nikolaus Federmann, der Stellvertreter Georgs von Speier, über das lange Ausbleiben seines Herrn beunruhigt, bereits vor geraumer Zeit



Der See von Guatavita.

Nach einer Ansicht in Humboldts „Vues des Cordilleres“ und nach photographischen Aufnahmen.

mit 200 Mann ausgezogen war, um diesem zu Hilfe zu kommen. Aber er hatte in den Urwäldern bald alle Spuren der Abenteurer verloren und nun auf eigene Faust die Suche nach dem Dorado angetreten.

Glücklicher als Georg von Speier, entdeckte er weiter nördlich einen auf die Cordilleren hinaufführenden Paß und kam im Jahre 1538 auf die von den Muyscas bewohnte Hochebene, in das Reich des Dorado.

Hier aber harrete seiner eine unangenehme Überraschung. Ein gleichfalls vom Goldhunger getriebener Spanier, Jimenes de Quesada, hielt die Hochebene bereits besetzt. Mit 700 Mann war dieser Abenteurer im Jahre 1536 den Magdalenaestrom heraufgekommen und hatte nach blutigen Kämpfen, während der er 500 seiner Leute einbüßte, das Reich der Muyscas bezwungen.

Dabei waren ihm ungeheure Schätze in die Hände gefallen. Die in den Tempeln zu Tunja erbeuteten Zieraten aus Gold bildeten allein einen so gewaltigen Haufen, daß ein auf seinem Roß sitzender Reiter sich dahinter verbergen konnte; außerdem ergatterte man gegen 2000 Smaragden und viele andere Kostbarkeiten.

Quesada stand gerade im Begriff, von der Küste Verstärkung herbeizuholen, als Federmann eintraf. Zur gleichen Zeit rückte aus dem Süden eine stattliche Schar spanischer Reiter heran, die von Sebastian Benalcazar, dem Eroberer von Quito, befehligt wurde. Der letztere hatte gleichfalls von dem vergoldeten König vernommen und kam, um seine Herrschaft über dessen Gebiet auszudehnen.

Da keiner der drei Eroberer von den Plänen des anderen wußte, so hielt sich ein jeder für den Entdecker des Landes und schickte sich an, seine Rechte mit den Waffen zu verteidigen. Ein Kampf schien unvermeidlich. Schließlich kam aber ein Vergleich zustande, demzufolge Federmann eine Abfindungssumme erhielt, wogegen er seine Soldaten dem Duesada unterstellte. Mit Venalcazar einigte sich der letztere dahin, daß jener die den südlichen Teil Kolumbiens bildende Landschaft Popayan erhielt, während Duesada den Norden mit samt dem Reich des Dorado in Besitz nahm. — Bei näherem Nachforschen über die den letzteren betreffenden Sagen zeigte es sich, daß diese keineswegs übertrieben waren, sondern von der Wirklichkeit noch übertroffen wurden.

Zu Anfang des 16. Jahrhunderts standen die auf dem 2600 Meter über dem Meere gelegenen Hochplateau wohnenden Muyscas oder Chibchas, die neben den Peruanern und Mexikanern das dritte eigenartige Kulturvolk Amerikas bildeten, unter der Herrschaft eines Priesterkönigs, des Idacanza, sowie eines weltlichen Regenten oder Jaque. Der erste galt als Nachfolger und Vertreter des Lichtgottes Bochica, der den Menschen die Segnungen der Kultur brachte. Er residierte in Sogamoso und galt als so heilig, daß es sogar verboten war, seinen Namen auszusprechen.

Gleiche Heiligkeit umkleidete die Person des weltlichen Herrschers, dessen Residenz in Hunza, dem heutigen Tunja, lag. Seit uralten Zeiten entfalteten diese Regenten einen ähnlichen Prachtaufwand wie der Aztekenkaiser in Tenochtitlan und der

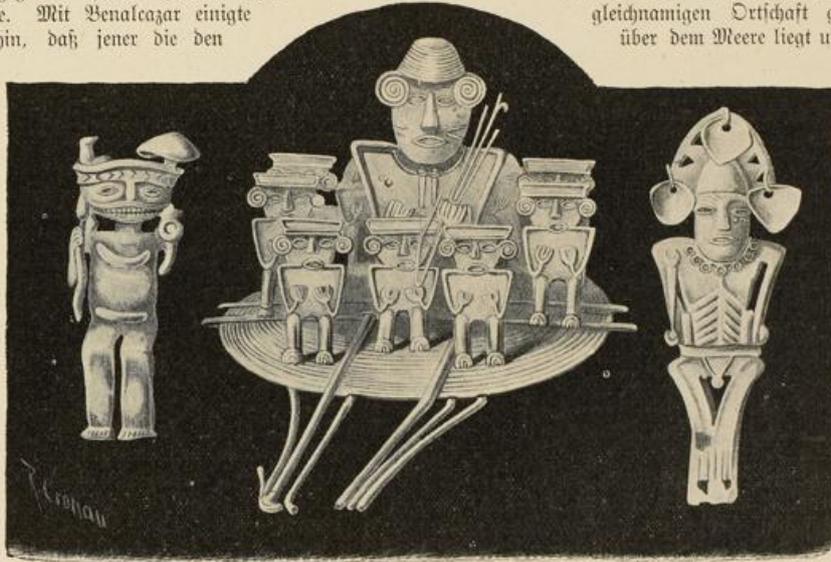
Inka in Cuzco. Sowohl die Tempel wie die ausgedehnten Paläste bildeten diejenigen Plätze, wo aus weitem Umkreise der größte Teil alles gefundenen Goldes zusammenströmte.

Unter den heiligen Plätzen des Landes behaupteten mehrere im Hochgebirge gelegene Lagunen den ersten Rang, vor allen der See von Guatavita, der in der Nähe der gleichnamigen Ortschaft gegen 3000 Meter über dem Meere liegt und bei einem Durch-

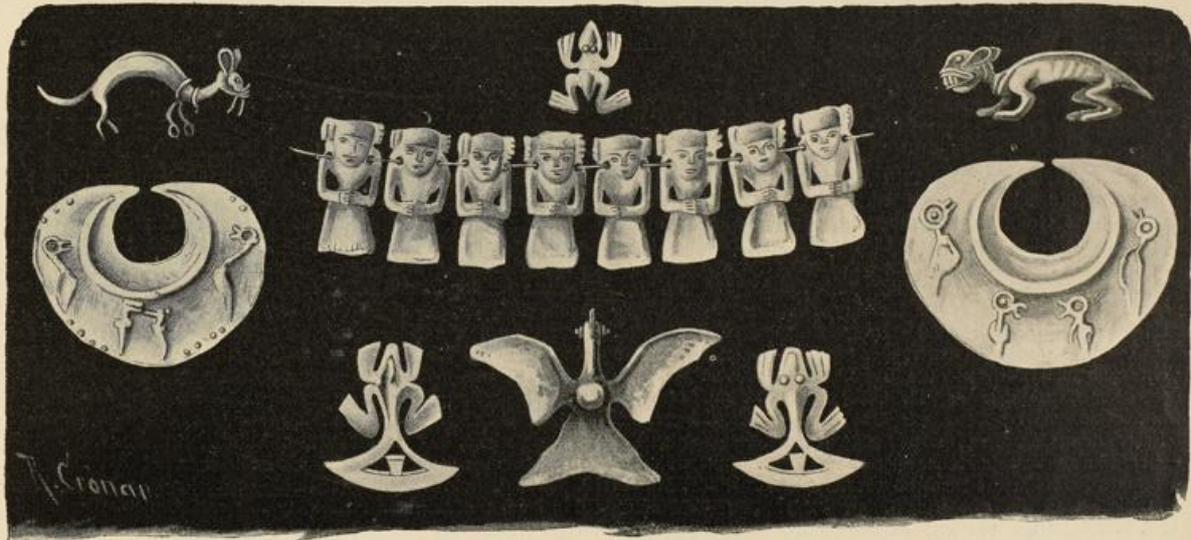
messer von 400 Metern eine Tiefe von 40 Metern besitzt. In ihn knüpften sich die wichtigsten Traditionen der Muyscas oder Chibchas. Hier nahm die Menschheit ihren Ursprung, hier wohnten die Götter und hier spielten sich die Kämpfe zwischen dem in der Sonne verkörperten Lichtgott Bochica und seiner ebenso schönen wie ränkefüchtigen Gemahlin Chia, der Göttin der

Nacht, ab. Diese trat den friedliebenden Bestrebungen ihres Gemahls überall entgegen und sperrte, um den von ihm eingeführten Ackerbau wieder zu vernichten, den Hunzaström deartig ab, daß seine steigenden Gewässer die ganze Welt erfüllten. Fast alle Menschen ertranken, nur einigen gelang es, sich zu retten, indem sie die Gipfel der höchsten Gebirge erklommen.

Von Zorn übermannt, verwies der Lichtgott seine Gattin als Mond an den Himmel. Mit seinem Blisstrahl spaltete er dann die Stromsperre, worauf die Flut in dem mächtigen Fall von Taquendama einen Abfluß fand. Als Erinnerungen an die Zeit der allgemeinen Überschwemmung und Not blieben die Seen von Guatavita, Siecha, Fontana, sowie verschiedene andere zurück. An fast allen diesen Lagunen erhoben sich



Goldzierate der Muyscas. In der Mitte die „Seremonie des Dorado“. Nach den im Museum für Völkertunde zu Leipzig befindlichen Originalen gezeichnet.



Goldzierate der Muyscas in den Museen für Völkertunde zu New York, Berlin und Leipzig. Nach den Originalen gezeichnet.

prächtige Tempel und Opferstätten. Der See von Guatavita galt als das höchste Heiligtum. In seine geheimnisvollen Fluten wurden die toten Herrscher des Landes versenkt und alle ihre Schätze ihnen nachgeworfen.

Wollten die lebenden Regenten in der Nähe ihrer Ahnen weilen oder den hier wohnenden Göttern opfern, so wurden sie zunächst am ganzen Körper mit Glumi, einer wohlriechenden flebrigen Flüssigkeit, gesalbt, worauf die mit Blasrohren versehenen Kammerherren den Körper über und über mit Goldstaub bedeckten.

Von den ausgezeichnetsten Häuptlingen auf einer goldenen Scheibe getragen, von der ganzen festlich gekleideten Bevölkerung gefolgt, begab sich der König nun an den heiligen See, bestieg mit seinen Begleitern ein bereitliegendes Floß und wurde bis in die Mitte des Wasserbeckens gerudert, wo er die mitgebrachten Kleinodien und Edelsteine in den See warf und sie dadurch den Göttern opferte. Zum Schluß des heiligen Vorganges, in dessen Verlauf auch die am Ufer versammelte Menge große Mengen Goldes und edler Steine in das Wasser schleuderte, tauchte der König unter und wusch unter dem Schall der mächtig einfallenden Musik seine metallene Bekleidung ab. Dann kehrte er ans Ufer zurück und begab sich, von dem jubelnden Volk umdrängt, zu seiner Residenz, wo festliche Gelage und fröhliche Tänze die Feier beendeten.

Nach Unterwerfung der Muzscas bemühten die Spanier sich natürlich, den Gerüchten über die in die Lagunen versenkten Schätze auf den Grund zu kommen. Die ersten vergeblichen Versuche, die Reichtümer zu heben, wurden bereits von Quesada selbst, und zwar durch den Kapitän Lazaro Fonto angestellt. Später erwarb ein gewisser Antonio Sepulveda von Kaiser Philipp II. eine Konzession zur Ableitung des Sees von Guatavita. Er legte auch tatsächlich einen Teil des Grundes trocken und fand außer Goldsachen im Wert von 12 000 Pesos einen Smaragd von großer Kostbarkeit.

Vor ungefähr zweihundert Jahren machten andere spanische Schatzjäger auf einer Seite der Hochebene, in deren Mitte der mysteriöse See wie in einer Schale liegt, einen Einschnitt, dessen Spuren noch heute sichtbar sind. Mündliche Überlieferungen sagen, daß es ihnen gelungen sei, diesen Einschnitt so weit zu vertiefen, bis das Wasser nur noch 14 Fuß über dem Seeboden stand. Aber plötzlich stürzten die Wände der Schlucht unter donnerndem Krachen ein, worauf infolge der in dem See entspringenden Quellen das Wasser rasch wieder seinen früheren Stand erreichte. Aber die Unternehmer hatten Zeit gehabt, einen kleinen Teil der bloßgelegten Uferländer

zu durchsuchen, was ihnen genügend einbrachte, um der spanischen Regierung die vereinbarte Abgabe von 170 000 Pesos zu bezahlen. Ein nach Madrid gesandter Smaragd soll allein einen Wert von 70 000 Pesos besessen haben.

Nach Beendigung der spanischen Herrschaft bemühten sich auch die Kolumbianer, die in den Lagunen ruhenden Schätze zu gewinnen. Die meisten Versuche scheiterten aber. Im Jahre 1870 wollten die beiden Spekulanten Urdaneta und Crowter den See Siecha durch einen Tunnel ableiten, erstickten aber in diesem, als nur noch eine kurze Strecke zu seiner Vollendung fehlte.

Während aller dieser Versuche wurden außer vielen Edelsteinen höchst interessante Goldzierate und Göttersigürchen gefunden, von denen die meisten leider in die Schmelztiegel wanderten. Nur wenige konnten von den Museen Amerikas und Europas erworben werden. Fast alle diese Goldarbeiten befanden das große Geschick ihrer Urheber in der Bearbeitung der Metalle. Manche zeichnen sich durch eine eigenartige Technik aus und sind aus vielen einzelnen Goldblechstückchen und Drähten kunstvoll zusammengesetzt. Andere sind über steinerne Modelle gehämmert oder in tönernen Formen gegossen worden.

Unstreitig das interessanteste Stück fand man im Jahre 1856 in dem 3637 Meter über dem Meere gelegenen, 34 Meter tiefen und 220 Meter im Durchmesser haltenden See von Siecha, nachdem es gelungen war, dessen Spiegel um 3 Meter tiefer zu legen. Es war eine 162 Gramm schwere, aus purem Gold gefertigte Gruppe, die als die „*Jeremie des Dorado*“ gedeutet worden ist. Das kostbare Stück bestand in einem scheibenförmigen Floß, das aus einer konzentrischen Spirale gebildet und von stärkeren Stäben zusammengehalten war. Auf diesem Floß hockten zehn menschliche Figuren, von denen neun eine Höhe von je 3,2 Zentimeter besaßen und durch ihren Kopfsputz sich als Häuptlinge kennzeichneten. In ihrer Mitte befand sich die 7,1 Zentimeter hohe Figur des Jaque oder Kaziken mit einer feine Würde andeutenden, aus vielen Goldringen zusammengesetzten Krone auf dem Kopf und einem Szepter in der Hand. Die vor dem Kaziken hockende Figur trug einen Korb mit den zu versenkenden Opfergaben.

Leider ging dieses hochinteressante Stück auf dem Transport von Bogota zum Völkermuseum in Berlin unter. Glücklicherweise haben sich mehrere Photographien, sowie eine in vergoldetem Silber ausgeführte Nachbildung erhalten, von denen die letztere sich jetzt im Besitz des Museums für Völkerkunde zu Leipzig befindet und u. a. im Jahrgang 1900 der „*Gartenlaube*“ unter dem Titel „*Goldfloß des Königs Dorado*“ beschrieben wurde.

## Zu Mozarts Gedächtnis.

(Mit den Abbildungen auf den Seiten 104, 105 und 111.)

Am 27. Januar feiert die Welt einen Gedenktag, der inmitten der grauen Wintertage wie ein blühender, sonniger Lenzttag steht: Mozarts Geburtstag! Hundert und fünfzig Jahre sind's her, daß im Hause des erzbischöflichen Vizekapellmeisters Leopold Mozart zu Salzburg der kleine Wolfgang Amadeus geboren wurde, ein hübsches, feines Kind, das die Mutter herzte, ohne zu ahnen, was sie der Welt mit diesem Knaben für ein Geschenk gemacht. Gleichwohl zeigte sich frühzeitig des kleinen Amadeus großes musikalisches Talent, er lernte fleißig unter der gewissenhaften Führung des Vaters und komponierte in einer Zeit, da normale Kinder die ersten Haar- und Grundstriche auf die Schiefertafel schreiben. Es war kein Wagnis, daß der Vater mit dem Sechsjährigen und der um 5 Jahre älteren Schwester 1762 eine Kunstreise nach München unternahm — der Miniaturvirtuose erntete ungeheuren Beifall. Im Herbst des genannten Jahres spielte Amadeus vor Kaiser Franz I. in Wien mit dem gleichen Erfolg, und eine Geige, die er zum Geschenk erhielt, veranlaßte ihn, von nun an auch Violine zu spielen. 1763 bis 1766 wurden die Ziele schon weiter gesteckt! Die ganze Familie zog mit, und über Bayern, die Rheinprovinzen und Niederlande

ging's nach Frankreich, wo der Wunderknabe dem König in der Pariser Schloßkapelle die Orgel vorspielte und sich auch als Klavierkomponist hören ließ. Es war ein Triumphzug, der zu weiterem Flug die Flügel stärkte. Während eines Aufenthalts in England komponierte Wolfgang Amadeus sechs Klavierfonaten, der Königin gewidmet, und auch in Holland, wo ihn eine Krankheit monatelang daniederwarf, schrieb er sechs weitere Sonaten, die er dem Prinzen von Nassau-Weilburg widmete. 1766 ging's durch Schwaben und die Schweiz in die Heimat zurück, in der sich der junge Mozart zwei Jahre ernstlichen Studien hingab und sich an Bach, Händel und den älteren Italienern bildete. Auf einer zweiten Wiener Reise komponierte er nicht nur seine erste komische Oper: „*La finta semplice*“ in des Königs Auftrag, sondern schrieb auch ein Ledeum und nach der Rückkehr eine Operette: „*Bastien und Bastienne*“. 1769 zum salzburgischen Hofkapellmeister ernannt, 1776 auf Kunstreisen in Italien, heimste er Orden und Ehren ein, vergaß aber über allen Triumpfen das Arbeiten nicht. In diese Jahre fallen die Kompositionen der Oper „*Mitridate*“, des Festspiels „*Ascanio in Alba*“ und „*Il sogno di Scipione*“, der Opern



Mozarts Geburtszimmer im Mozarteum zu Salzburg.

„Lucio Silla“ und „La finta giardiniera“, verschiedene Kirchenkompositionen, die Operette „Zaide“ u. a. m. Nach und nach ward Mozart der Aufenthalt in Salzburg verleidet; die kränkelnde Behandlung seitens des Erzbischofs, der Mangel an künstlerischer Anregung trieben ihn fort. Er begab sich 1777 auf Reisen, kehrte aber, enttäuscht durch die fruchtlosen Bemühungen, eine gute Stelle zu bekommen, 1779 nach Salzburg zurück. 1781 ging er zum zweitenmal, durch widrige Verhältnisse gezwungen. Er siedelte nach Wien über, heiratete die Schwester seiner Jugendliebe, Konstanze Weber und schrieb, angeregt durch die von Joseph II. gegründete nationale Opernbühne, seine erste deutsche Oper „Die Entführung aus dem Serail“. Seine Zeitgenossen verstanden ihn nicht. Auch seine 1786 erscheinenden Meisterwerke: „Figaros Hochzeit“ und „Don Juan“ hatten lange zu kämpfen, ehe ihre Aufführung jubelnd bekräftigt wurde. 1788 entstanden die drei wundervollen Sinfonien in Es-dur, G-moll und C-dur, 1789 das komische italienische Singpiel „Cosi fan tutte“. In dieser Zeit bot Friedrich Wilhelm II. von Preußen Mozart gelegentlich dessen Berliner Reise ein Jahresgehalt von 3000 Talern, das der Lieddichter, trotzdem er in Wien nur 800 Gulden bezog, ausschlug, um seinen „guten Kaiser“ nicht verlassen zu müssen. Mit dem Tode Josephs II. sanken Mozarts Hoffnungen auf Verbesserung seiner Lage, auch „Die Zauberflöte“, 1791, brachte ihm nicht viel — er hatte sie für seinen verschuldeten Freund Schikaneder komponiert! Eine Oper „La clemenza di Tito“, zu Kaiser Leopolds II. Krönungsfeier geschrieben, und sein „Requiem“ waren Mozarts letzte Arbeiten. Er starb, noch in seinen Fiebertäumen mit diesem Requiem beschäftigt, im 36. Jahre seines Lebens. Thos. W. Shields Gemälde: „Mozarts letzte Stunden“ zaubert uns diese Tage sterbender Kraft, erlöschenden Lichtes vor Augen. Es war eine tieftraurige Musikprobe, zu der sich die Freunde um den kranken Künstler versammelt hatten, und Mozart selbst wußte, daß er sein eigenes Schwanenlied sang. Wohl war das Requiem bei ihm „bestellt“ worden, aber der geheimnisvolle Auftraggeber ließ nichts von sich hören, und so hielt Mozart ihn für einen Boten der anderen Welt. Erst lange nach seinem Tode stellte es sich heraus, daß der reiche Graf Walsegg, ein ebenso eifriger wie talentloser Komponist, sich mit Mozarts Federn hatte schmücken wollen. Das Requiem ist nicht vollendet worden. Der Tod nahm dem großen Künstler die Feder aus der erkaltenden Hand — nur ein paar Sätze voll sieg-

hafter, feierlicher Schönheit hatte sie schreiben können. Mozart ließ sich die Partitur geben und sang, während eine Fülle lieblich ernster Melodien das armelige Stübchen durchwogten, mit brechender Stimme die Altpartie. Aber bei Beginn des „Lacrimoso“ legte er bitterlich weinend das Heft bei Seite — der Abschiedsschmerz übermächtigte ihn, seine Jugend konnte das Leben noch nicht lassen. — Der Reichtum dessen, was er in diesem kurzen Leben schrieb, läßt ahnen, was er an Herrlichem uns schuldig blieb. Schon die Zahlen des von ihm Geschaffenen reden! 626 Werke hat Mozart hinterlassen; darunter 23 Opern, 17 Orgel- und 22 Klavierfonaten, 20 Messen, 45 Sonaten für Klavier und Violine, 48 Kammermusikstücke, 49 Sinfonien usw. Und unter diesen seinen rührenden Fleiß, seine Energie und Pflichttreue bestühenden Zahlen wie viel Meisterwerke! In allen Gattungen hat Mozart sich betätigt, auf jedem Gebiet der Musik Unvergängliches geschaffen, mit einer Fruchtbarkeit, die um so erstaunlicher ist, als der Kapellmeisterberuf ihn den ganzen Tag in Anspruch nahm, ihm nur die Nachmittunden zu eigener Arbeit lassend! Eine neue Zeit der Oper brach an, als Mozart seine „Entführung aus dem Serail“ schrieb: die Italiener waren überwunden, die deutsche Oper ward geboren! Aber gerade in seinem Besten verstand ihn die Mitwelt nicht! Armelig, wie er gelebt, ward Mozart begraben — ins Armengrab versenkte man den Körper, der einen unssterblichen Geist umschloß; erst die Nachwelt erkannte seine Größe und kränzte sein Marmorbildnis mit dem Lorbeer des Ruhms. Aber den „Menschen“ Mozart, den hat weder seine noch unsere Zeit verstanden, denn er ging wie ein „reiner Tor“, mit einem Herzen voll unbeschreiblicher Liebe und Güte durch die kalte, lieblose Welt. Reiblos und vertrauend, von rührender Anspruchslosigkeit, lebte er sein entbehrrungsreiches Leben; sein innerer Reichtum war so groß, daß er ihn vor Erbitterung bewahrte. In dem bescheidenen Geburtshaus zu Salzburg, das nachträglich Bewunderung und Verehrung zu einer Art Mozartmuseum gemacht hat, wird seine Gestalt in ihrer schlichten Größe lebendig. Da sprechen hundert Erinnerungen von ihm, und das Geburtzimmer mit dem Flügel, auf dem einst seine Hände geruht, dem großen Gruppenbild der Familie und all den alten Familienporträts scheint noch erfüllt zu sein von dem Atem dessen, der als ein Liebling der Götter, eine Sömmengestalt von ewiger Jugend, über die raube Erde geschritten ist.

A. 21.

## Die Freunde.

Novelle von Georg von der Gabelenz.

(Schluß.)

Der Nebel war so dicht geworden, daß man kaum zwanzig Schritte weit sehen konnte, die beiden Bergsteiger befanden sich mitten in einer Wolke.

„Halte dich nur auf dem Grate selbst!“ rief Unterbauer dem über ihm Kletternden zu.

Wilde, phantastische Felszacken stiegen vor ihnen aus den hin und her wogenden Dunstmassen auf. Das ruhlose Treiben der Wolken ließ das Gestein lebendig erscheinen und gab ihm die Form abenteuerlicher Frazen, es verlieh ihm eine überraschende Ähnlichkeit mit allerlei tollem Getier. Vorsichtig arbeiteten sie sich auf dem steilen Grate empor.

Jetzt tauchten die schwarzen Umrisse eines Felssturmes aus den Wolken, er sperrte den Weg, wie eine massige steinerne Bastion den Zugang zu einer Festung verwehrt. Der kalte Sturm stöhnte um seine Mauern, tausend Stimmen in den Klüften und Nissen weckend, als seien lebende Wesen hinter jeder Felskante und in jeder Spalte verborgen, und alle pfeifen, schrien, heulten und lachten in höllischem Jubel.

Ein kurzer Schneegrat führte an den Fuß dieses Turmes, er hing nach links weit über den Abgrund hinaus und bildete eine breite Wächte, wie der zusammengewehete Schnee im Winter über das Dach eines Hauses herausragt, alle Augenblicke bereit abzubrechen und hinabzustürzen. Jeder erfahrene Bergsteiger kennt diese trügerischen Gebilde im Hochgebirge. Wehe dem, der sich ihnen unvorsichtig ohne Seil anvertraut, plötzlich weicht der Boden unter den Füßen des Unglücklichen, und er zerfällt auf den Felsen der Wand oder verschwindet in einer der tiefen schwarzen Randschlüfte, die am Fuße des eigentlichen Berges das Firnfeld durchschneiden.

Hans Steinhof war Stufen schlagend anfänglich ein Stück den Hang hinabgestiegen, wenige Schritte hinter ihm folgte Unterbauer. Plötzlich hielt er einen Augenblick überlegend inne und begann dann mit dem Eispickel wieder nach aufwärts im weißen Firn Tritte herzustellen. Unterbauer sah erstaunt diesem Beginnen zu, der zum Ortlerferner niederstürzende Abhang war zwar stark geneigt und ein Ausgleiten mußte sie rettungslos bis auf den Gletscher hinunterfallen lassen, aber der Grat über ihnen war unmöglich zu begehen, wenn man anders kein tolles Würfelspiel ums Leben treiben wollte; dort oben hing die heimtückische Schneewächte über dem jähen Abgrund. Stephan blieb stehen, sein Herz klopfte heftig, fast stand ihm der Atem still. Hatte der Nebel des Freundes Blick getrübt, dachte er an Ellen, daß er so völlig die drohende Gefahr übersehen konnte? Aber er schwieg. Jetzt schlug er die stählerne Spitze der Art bergwärts durch den Schnee in das spröde Eis, seine Hand packte den Stiel, als wollte sie ihn wie morsches Holz zusammendrücken. Er startete seinen Freund mit weitgeöffneten, funkelnden Augen an, aber er schwieg, er warnte ihn nicht, er rief ihm nicht zu, daß er nur noch wenige Schritte von der überhängenden Wächte entfernt war, daß er sich mit jedem Tritt dem Tode näherte. Und doch wußte er genau, daß man gerade an der Stelle den Grat selbst nicht betreten durfte, daß man den Felssturm einige Schritte unterhalb seines Fußes auf einem schmalen schneebedeckten Sims umgehen mußte. Aber was ging ihn jener an, das war ja sein Freund nicht mehr, das war ein Fremder, ein Feind!

Da drehte sich Hans Steinhof um; ihm fiel es auf, daß sein Genosse nicht mitkam, daß er unter ihm stehen geblieben war, nachdem er noch kurz vorher wegen des schlimmen Wetters immer zur Eile angetrieben hatte. Er stieß einen fröhlichen Jauchzer aus, sein hübsches Gesicht glühte von der Anstrengung des Stufenerschlagens, von der Freude, die ihm ihre gewagte, mutige Kletterei bereitete, von der scharfen Luft, die schneidend über die Höhe blies und ihm prickelnde Eiskristalle in die Augen trieb.

„Was wartest du denn?“ rief er. „Es ist doch richtig, oder soll ich unten am Hang bleiben?“

Auf und niederhüschender Nebel jagte und kochte an den eisigen Hängen, der Wind winselte mit seltsamen Tönen wie das Klagen eines Menschen in den Lüften. Finstere Entschlossenheit prägte sich auf den Mienen Stephans aus, seine Augen hatten einen harten Blick bekommen.

Jetzt sollte sich's entscheiden, jetzt mußte der Feind fallen! Jeder andere Gedanke war in ihm erstorben. Er liebte Ellen, wehe dem, der sich zwischen ihn und sie drängte!

„Es ist gleich, such dir den Weg, geh wo du willst!“ rief er zurück, den Sturm übertönend; leiser fügte er einige Sekunden später, mit gepreßter Stimme, aber laut genug, daß der oben Stehende es hören konnte, hinzu:

„Geh nur hinauf auf die Schneide! Hinauf!“

Er verfolgte jede kleinste Bewegung des Freundes mit gespannter Aufmerksamkeit. Was wird er tun? Der Maler blickte einen Augenblick arglos unter sich, dann fuhr seine Art klirrend auf das Eis, daß die losgelösten Stücke mit leisem Rieseln hinabglitten. Er stieg empor. Endlos lang schien Unterbauer die Zeit, bis Steinhof die Höhe erreicht hatte und sich trotz des wirbelnden Schnees, der über den Kamm hinüberstob, auf die Schneide emporschwang. Oben richtete sich der Maler langsam, den Oberkörper nach rückwärts gegen den Wind gelehnt, auf, doch immer ahnungslos, daß dicht hinter ihm die gebrechliche Schneewächte hing. Ein Augenblick lähmender Erwartung folgte.

Da wollte Unterbauer rufen. Er wollte dem Freunde zuschreien, daß er falsch gegangen sei, er solle herabkommen, aber die Stimme verlagte den Dienst, seine Zähne waren wie im Krampfe aufeinander gepreßt. Er schwieg, er rührte sich nicht.

Ein stärkerer Windstoß setzte plötzlich über den Kamm, riß für einige Sekunden die tanzenden Nebelballen auseinander und jagte sie hinaus in das Weite, in die freie Luft, die fast von allen Seiten die beiden Bergsteiger auf dem schwindelnden Grat umgab. Der große Felssturm vor ihnen kam wie ein Berggespenst in all seiner wuchtigen Masse zum Vorschein. Da trat Steinhof, sich vorbeugend, um einen Blick hinab nach dem Trafoier Tale zu werfen, einen Schritt, nur einen kleinen Schritt zur Seite. Ahnte jener nichts? Unterbauer vermochte kaum noch zu atmen. Im selben Augenblicke tönte ein scharfer, kurzer Knall — ein dumpfes Gepolter folgte, und ein Schrei durchschnitt gellend die Luft. Die Stelle, an der der Maler noch eben gestanden hatte, war leer.

Gleichzeitig trieb ein heulender Windstoß einen dichten, kalten, verhüllenden Schleier über das Schneedach des Grates.

„Hans!“ Laut, verzweifelt rief Unterbauer den Namen seines Freundes, als könnte seine Stimme den Verschwundenen dort oben aufhalten und erretten von seinem Todessturz in die gähnende Tiefe, drüben hinter der weißen Schneide.

Mit einem Male hatte er alle Fähigkeiten in erhöhtem, gespanntem Maße wiederbekommen.

Ohne auf die Gefahr zu achten, nur dem Zufalle es dankend, daß er den Fuß nicht neben eine der kleinen Eisstufen setzte, kletterte er selbst die Höhe hinan. Die Hände in den Schnee bohrend, schob er sich über den Absturz hinaus und blickte jenseits durch den wogenden Nebel hinunter auf die jähen, von Felsrippen durchsetzten Hänge.

In einer Breite von mehreren Metern war die Wächte abgebrochen und hinabgeslogen, deutlich sah er im Schnee ihren Weg gezeichnet, er verfolgte ihn bis zu einer Stelle, wo senkrechte Felswände die Fortsetzung verbargen. Tief unten lag der untere Ortlerferner, aber nur ab und zu ward seine grauweiße Fläche zwischen den treibenden Wolken sichtbar.

Wie lange Stephan Unterbauer dort gelegen hatte, hinabstarrend in die graufige Tiefe, wußte er nicht. Er mochte sich

nicht erheben, niedergezwungen von dem Eindrucke des Schrecklichen und Unfaßbaren, das sich hier ereignet hatte. Er wollte an nichts denken, er sah nur immer starr, daß ihm die Augen schmerzten, hinunter, als müßte sich der Abgrund von selbst bis zu ihm herauf heben und verslachen, als müßte der Gletscher emporsteigen, von seinem Willen gezwungen, als müßte aus dem Nebel der Freund wieder auftauchen, ihm heil und gesund wiedergegeben werden, lachend und glücklich, wie er ihn vor einer Stunde noch gesehen hatte.

Aber der Gletscher hob sich nicht, schweigend und unbeweglich lag er dort unten mit seiner kalten Schneedecke wie ein riesiges, über einen Toten gedecktes Leichentuch. Nur verschneite, abenteuerliche, schwarze Felszacken erschienen dann und wann geisterhaft im treibenden Nebel.

Da durchschüttelte den Einsamen der Frost. Er wollte sich erheben, doch sein Anzug war auf dem Boden festgefroren, und er mußte ihn mit Gewalt losreißen. Wollte ihn der Berg hier bannen, ihn mit eisiger Arme zu ewiger Strafe an der Stelle festhalten, von der sein Genosse, sein Freund, hinabgestürzt war, getötet durch seine Schuld?

Fest die Faden der Steigeisen in die alten Spuren stoßend, stieg er vom Grate herunter und kletterte allein den Weg zurück, den sie beide zusammen von der Hochjochhütte genommen hatten.

Er vermochte sich keine Rechenschaft zu geben, wie lange er gebraucht hatte, mechanisch war er geklettert, ganz mechanisch hatte er den schweren Eispidel gehandhabt. Es entfiel seinem Gedächtnisse, ob er sich auf der rechten oder linken Seite des Grates gehalten, ob er eine Felspartie an ihren Klanken umgangen oder sie überklettert hatte. Mit dem Instinkt, dem fast unbewußten Handeln des erfahrenen Bergsteigers war er nirgends vom Wege abgewichen, hatte er alle entgegenstehenden Schwierigkeiten überwunden.

Nun wurde die Hütte sichtbar, sie glich im Nebel einem viereckigen, niederen Steinblocke, der vom Hochjochgrate herabgerollt sein mochte.

Unterbauer öffnete die Tür und schwankte hinein. Achtlos warf er Pikel und Seil zu Boden und sank auf die Holzbank an den Tisch, den Kopf in die zitternden Hände gestützt. So sah er lange Zeit, vor sich hinbrütend, bemüht, alle die Gefühle, die ihn durchstürmten, alle die dumpfen, schweren Gedanken, die seinen Kopf schmerzhaft umklammerten, zu bannen und ihre Gewalt abzuschwächen. Merkwürdig, jede Spur von Haß in ihm gegen den Freund war verfliegen, wie weggeschlachtet war seine eifersüchtige Leidenschaft. Es war ihm, als wäre ein wüster Traum an ihm vorübergezogen.

Eine Frage brannte mit glühender Schrift in seinem Gehirn: Was hast du getan, wie hast du so werden können? Nun preßte er die geballten Fäuste gegen die Stirn, suchte und suchte und fand doch keine Antwort.

Selbst seine heiße, wilde Liebe zu dem schönen Mädchen erschien ihm jetzt klein, schwach, unbedeutend, gegen das Ungeheuerliche seiner Tat gehalten. Er stöhnte dumpf vor sich hin, denn er trug die Schuld an dem Tode seines einzigen, seines Zugerdsfreundes, er hatte ihn absichtlich die trügerische Wächte betreten lassen, er hatte in frevelhaftem Gebete den Berg angefleht, ihm mit all seinen Schrecken beizustehen in dem Kampfe gegen den, der ihm Ellens Liebe gestohlen hatte. Und der Berg hatte den treuen Freund erhört, hatte wie ein durch seinen Ruf erwachter mächtiger Dämon Sturm und Nebel geschickt und dann jäh die gefährliche Schneewand in die Tiefe gerissen. Der Berg hatte ihm gut beigefallen, hatte es gut mit ihm gemeint — nun war ja Ellen sein! Er hatte es so gewollt, er war der Sieger!

Dem Sieger soll Ellen gehören! War's nicht so?

Ellen? Stephan sprang empor und lief auf und ab. Wie konnte sie jemals sein werden, nun, da er ihr den Bräutigam gemordet hatte? Liebte sie denn nicht jenen, den drunten, vielleicht für ewige Zeiten in einer der tiefen Spalten des Dttlerferners begraben lag? Konnte er ihr je wieder vor

Augen treten? Er, ein Mörder? Welch schrecklichen Klang gab dies Wort! Mörder!

Stephan lehnte sich mit finsternem Blicke an den Türpfosten, er wollte sich zu ruhiger Überlegung zwingen.

Jetzt erst bemerkte er, daß er vergessen hatte, die Steigeisen abzuschneiden. Er setzte sich wieder und riß sie von den Füßen, dann öffnete er mit zitternden Händen den Rucksack, um etwas zu essen, denn er verspürte Hunger. Seit vielen Stunden hatte er nichts genossen. Aber angeekelt schob er Brot und Käse bei Seite, es war ihm nicht möglich, einen Bissen hinunterzuwürgen. Er trank nur einen Schluck Rotwein aus der Feldflasche. Dann ging er nach dem kleinen Herde in der Ecke der Hütte, um Feuer anzuzünden, denn die Kälte durchschauerte ihn. Plötzlich fuhr er zurück, dort stand ein Paar Stiefel, die Stiefel des Toten. Jetzt entsann er sich auch, daß dieser zwei Paar mitgenommen hatte, um abends auf der Payerhütte wechseln zu können, er mußte sie hier vergessen haben, als er sie zum Trocknen beiseite gestellt hatte, vergessen natürlich in Gedanken an Ellen.

Ein bitteres und schmerzliches Gefühl überkam Stephan Unterbauer, ein Gefühl unendlicher Niedergeschlagenheit und Trauer. Er setzte sich auf die Bank, und heiße Tränen rannen dem starken Manne über die Wangen.

Jahrelang, von Kindheit auf hatte er mit dem Freunde alles geteilt, alle Freuden und Sorgen, Hans Steinhof war zu allen Zeiten sein einziger und bester Freund gewesen. Wie hatte er sich von ihm abwenden können, so weit abwenden, daß es nach Jahren inniger Liebe in wenigen Wochen zum tödlichen Haße gekommen war nur wegen eines Weibes? Lohnte sich das? Die Liebe zu Ellen dünkte ihm nun ermattet, fast erloschen, ihm schien es, als wäre diese Seite aus dem Buche seines Lebens herausgerissen und zu Asche verbrannt. Er suchte angestrengt nach einer Erklärung seines Tuns, und er meinte sie gefunden zu haben, sie allein, Ellen, nicht er trug an allem die Schuld, sie, die doch nicht anders, nicht besser war als alle Frauen, sie, die achtlos sein Herz unter die Füße getreten hatte, ihn beiseite geschoben, weil ihr der andere besser gefiel. Und wegen eines Weibes, eines hübschen Gesichtes war er zum Mörder geworden! War das nicht Wahnsinn, war diese ganze Liebe, diese lockende Leidenschaft nicht eine abscheuliche, furchtbare Krankheit gewesen? Gab es denn nicht auch für ihn ein unfehlbares Mittel, gegen den Wahnsinn „Liebe“ genannt: die Zeit? Die Zeit, die auch ihn einst gesund gemacht hätte, und neben ihr die Berge, seine treuen Freunde, die ihn mit ihrer Reinheit, ihrem großen, ruhigen, wohlthuenden Ernste, ihrer gesunden Kraft getröstet hätten! Welchem Wahne hatte er seinen Freund und sich selbst zum Opfer gebracht! Ihm graute vor seinem eigenen Ich.

Stephan stieß die Füße fröstelnd gegen den Boden und starrte wieder vor sich hin. Die Kälte durchschauerte ihn. Draußen heulte der Wind, schwoh der Nebel immer mehr, immer dichter an. Schon trieben einzelne Schneeflocken klatschend gegen die kleinen klirrenden Fenster.

Die Stunden rannen dahin, er merkte es nicht.

Es ward ihm unheimlich hier oben, in der engen, niederen rauchigen Hütte. Die Dunkelheit kam hereingetrochen, das feuchte halbverfaulte Holz, das er, sich zu wärmen, in den Herd geworfen hatte, schwelte und knackte, ohne Wärme zu spenden. Seltsame Töne klangen in den Lüften.

Unterbauer öffnete ein Fenster und blickte hinaus in die dämmernde Ode. In bleichem Licht schaute von Zeit zu Zeit der Schneedom des Monte Zeburu durch jagende Wolken herüber. Kein noch so leiser, menschlicher Laut schlug an sein Ohr, am Himmel stand kein Stern, nur schwarze, dumpf hinbrausende Wolken ritten über seinem Haupte dahin.

Er hätte von neuem laut ausschlagen mögen in dieser gewaltigen Einsamkeit. Das waren nicht mehr seine lieben Berge von früher, das waren heute ihm fremde, feindliche Gestalten, die von Zeit zu Zeit durch die Nebel sichtbar wurden, wie phantastische, riesenhafte Gespenster.

Rasch warf er den Laden zu und lief unruhig in der Hütte auf und nieder, denn er mußte sich überzeugen, daß er noch lebe, daß er nicht empfindungslos und tot sei wie diese eifigen Berge. Von neuem fiel sein Blick auf des Freundes Stiefel; so oft er auch wegblickten wollte, immer wieder suchten seine Augen den Fleck auf, wo sie standen. Sie gewannen immer mehr etwas Persönliches und spukhaft Lebendiges, er sah dort in der Ecke auf der Bank den Freund sitzen, leibhaftig sitzen. Diese irre, ihn verfolgende Einbildung steigerte sich ihm bis zur Unerträglichkeit. Er hätte die Stiefel hinauswerfen mögen und wagte doch nicht sie anzugreifen und sie in den kalten Schnee zu schleudern. Er stand ihnen gegenüber, seine Zähne schlugen im Fieber aufeinander, und seine Augen starteten immer wieder die Stiefel an, als müßten diese sich mit einem Male bewegen, langsam auf ihn zuschreiten, tapp! tapp! Er mußte hinaus an die Luft rennen und sich den kalten Wind über die fiebernde Stirn streichen lassen. Er, der furchtlose Bergsteiger, empfand ein Grauen bei dem Gedanken, eine Nacht hier in dieser Hütte zubringen zu sollen.

Rasch ergriff er seinen Bidel, stülpte den Hut auf und sprang vor die Tür. Das Wetter schien sich unerwartet zum guten wenden zu wollen, die Wolken hatten sich gelichtet, wie große weiße Tücher waren in der Tiefe die mächtigen Schneeflächen des Suldenferners zu erkennen. Auch der Wind hatte nachgelassen, nur ganz leise fuhr er ihm noch über die erhitzten Wangen.

Aber die Stille, diese unheimliche, tödliche Ruhe, die nun entstanden war, machte die Einsamkeit noch viel schrecklicher, noch viel fühlbarer. Es war die Einsamkeit eines riesigen, endlosen Kirchhofes, das Schweigen eines gewaltigen, unendlich tiefen Grabes. Rings nur Schnee, Eis, kalte nackte Felsen, kein Gras, kein Baum oder Strauch zu sehen, nicht einmal der Schrei einer Krähe zu hören. Rings Schweigen.

Unterbauer trat näher an den Hang heran, der zum Sulden- gletscher hinabführt, und den er und sein Freund am Morgen hinaufgestiegen waren. Er erschraf bei jedem seiner Schritte, denn das Knirschen der Nagelschuhe auf den Felsplatten kam ihm in dieser Stille so unwahrscheinlich laut vor. Aus der schwarzen Tiefe leuchtete in bleichem, fahlem Glanze der Gletscher herauf wie das riesenhafte gebrochene Auge eines Toten. Er lehnte sich auf seine Eisart und überdachte rasch die Möglichkeit, dort hinabzukommen; drunten, unter jenen dunklen Schatten wohnten ja Menschen, Menschen mit Fleisch und Blut, nach denen er sich sehnte, die er hätte herbeirufen mögen in seine furchtbare Einsamkeit, selbst wenn es die verworfensten Verbrecher aus einem Gefängnisse gewesen wären! Er mußte eine menschliche Stimme hören, und obgleich er sich vor seiner eigenen fürchtete, stieß er doch mit aller Kraft seiner Lungen einen lauten langgezogenen Schrei aus, einen scharfen Schrei,

ähnlich dem Jauchzer, den sich Bergsteiger vom Gipfel zum Tal zusetzen.

Der Schrei flog ersterbend von Klippe zu Klippe über die grauen, eisigen Schneefelder hinweg, und plötzlich gab ihm von irgendwoher ein Echo Antwort, ein deutliches, unheimliches Echo.

Da erfaßte den starken Mann jähe, feige Angst, Angst, wie er sie noch nie in seinem Leben empfunden hatte. Ihm war es, als habe der Tote ihm geantwortet, drunten aus einer der unergründlichen Klüfte im Ortlerferner. Kalter Schauer packte ihn, griff ihm ans Herz, ließ seinen Atem stocken, sein Blut gefrieren, lähmte ihm einen Augenblick seine Glieder. Er zitterte bei dem Gedanken, noch einmal diesen Schrei hören zu müssen, diesen entsetzlichen, klagenden, verzweifelten Schrei.

Jetzt hielt er es nicht mehr hier oben in der nächtlichen, tödlich kalten Nähe der Hütte aus, er rannte dem Abhange zu, der seinen Fuß auf den Suldenferner setzt. Mit wahn- sinniger Anstrengung schmetterte er die Art auf das steile Firnsfeld nieder, daß die Eisp splitter herumprügten, in fieber- hafter Eile schlug er Stufe um Stufe, daß sie kaum Platz für den dritten Teil des Fußes boten.

Jeder Gedanke in ihm war zurückgetreten, jedes Bedenken und jede Furcht verflücht hinter dem sehnsüchtigen Wunsche, der furchtbaren Einsamkeit zu entfliehen, die ihn erdrückte, wieder unter andere Menschen zu kommen, die ihn verstehen könnten, vor denen er sich anklagen, deren Verzeihen er an- sehen wollte.

Nur hinab, immer weiter hinab!

Eine schwarze Felsrippe trat unendlich aus dem ab- schüssigen Schneehange hervor, ihr steuerte er zu, ohne Über- legung, nur in dem dumpfen Glauben, dort brauche er nicht mehr so viel Zeit zum Stufen schlagen aufzuwenden, dort werde er hinabkletternd schneller vorwärts kommen, hinunter zu den Menschen.

Jetzt stand er dicht an den glatten, mit einer dünnen Eiskruste überzogenen Felswänden. Weit streckte er die linke Hand aus und erfaßte einen kleinen Vorsprung, er wollte den rechten Fuß auf einen Tritt setzen, den er unter sich im Halb- dunkel unendlich zu erkennen vermeinte, da brach der morsche Griff unter seiner Linken los, umsonst suchte der rechte Fuß an den dunklen Platten einen Halt zu finden. Lautlos glitt der Körper einige Meter über die vereisten Felsen, dann ver- schwand er über einer steil abbrechenden Wand mit einer Wolke pulverigen Schnees und losbröckelnder Steine in der Tiefe.

Am anderen Morgen flogen zwei Dohlen mit häßlichem Kreischen über einen dunklen Gegenstand auf dem weißen Gletscher. Es war der Körper eines Menschen.



**Der „Zentralbild“.** In früheren Zeiten war der böse Blick sehr gefürchtet. Mit der fortschreitenden Bildung und Aufklärung schwand aber die Macht dieses Zaubers, er lebt nur noch an den Grenzen der Zivilisation fort. Das ist natürlich, denn der böse Blick kann nur den bezaubern, der an ihn glaubt. In unserem Kulturkreise gelingt es selten, einen Menschen zu faszinieren, und wo dies der Fall ist, da handelt es sich zumeist um krankhaft oder minderwertig beanlagte Personen. Es fehlt aber nicht an Versuchen, den alten Zauber wieder zu beleben, indem man ihm ein neues, modern ausschauendes Mäntelchen umbindet. Drüben in Amerika wendet man den „Zentralbild“ an, um auf andere Menschen Einfluß auszuüben. Auch bei uns gibt es Lehrer dieses Machtmittels. Es erscheinen jetzt verschiedene Bücher und Büch- lein, in denen Anleitungen zum Erlangen von Erfolg und persönlichem Einfluß gegeben werden. In ihnen spielt auch die Macht des Blickes eine wichtige Rolle. Man soll sich vor den Spiegel stellen und sich selbst so lange wie möglich fest ins Auge sehen, ohne mit der Wimper zu zucken. Ist das Auge für diese Übung gestärkt, so macht man mit

einem Stück Kreide auf seine Nasenwurzel, also die Stelle zwischen beiden Augenbrauen, ein kleines Kreuz und fixiert dieses im Spiegel, sieht sich also nicht direkt ins Auge. Das ist der „Zentralbild“, den man anderen Personen gegenüber anwenden soll, indem man ihnen nicht direkt in beide Augen sieht, sondern auf die Stelle zwischen den Augen. Dieser Blick hat nach der Ansicht seines Vertreters das Eigene an sich, daß er den, den man ansieht, glauben macht, man dringe mit dem Blick tief in sein Inneres. Er verwirrt den Gegner, stößt ihm ein eigenartiges, schwer definierbares Gefühl ein, das ihn zwingt, seine Aufmerksamkeit zu dezentralisieren. Während der Gegner in längerer Rede spricht, soll man ihm nie ins Gesicht blicken, sondern eine be- stimmte Stelle seines Kodes, seiner Hosens, seiner Schuhspitze fixieren. Schon dadurch wird er unruhig gemacht, und wenn man nun selbst spricht, so soll man den „Zentralbild“ anwenden, um sein Gegenüber völlig in seinen Bann zu bekommen. Es unterliegt gewiß keinem Zweifel, daß diese Art zu schauen, auf Leute, die sie nicht kennen, einen gewissen Eindruck machen wird. Handelt es sich um weiterfahrene

und kluge Menschen, so werden sie das ungewöhnliche Benehmen verschiedenartig deuten. Der eine wird das Fixieren der Schuhspitzen usw. als eine gesellschaftliche Manier auffassen, der andere den „Zentralblick“ als Ausfluß einer nicht ganz richtigen Geistesverfassung des Sprechers deuten. Auf alle Fälle wird die angewandte Methode eher Schaden als Nutzen bringen und für die Person, die sie benutzt, keine Empfehlung sein. Weniger urteilsfähige Menschen können dagegen wohl durch den „Zentralblick“ so verwirrt werden, daß sie gegen ihren eigentlichen Willen Ja sagen; denselben Erfolg erzielt man aber bei ihnen auch mit den gewöhnlichen Redefinften. Diese Art der Beeinflussung seines Nächsten ist gewiß nicht schön und erstrebenswert. Was aber, wenn einer, den man in seinen Vornamen bringen will, den „Zentralblick“ kennt? Er durchschaut die Mäuschen sofort, und der Mann mit dem „Zentralblick“ wird gleich richtig eingeschätzt, er hat dann einen „eminenten Erfolg“, aber nicht den gewünschten, sondern einen unbeabsichtigten Lacherfolg. Darum ist es wohl von Nutzen, wenn wir etwas vom „Zentralblick“ wissen. Und man schaue ja dem Menschen, mit dem man verhandelt, ins Gesicht; seine Augen, das feine Spiel seiner Gesichtszüge werden seine Rede ergänzen und vielleicht vertragen, daß er die Worte braucht, um seine Gedanken zu verbergen. Dann luche man ehrlich durch die Nacht der Gründe zu überzeugen, um einen wirklich dauernden Erfolg zu erzielen, und bedenke, daß der persönliche Einfluß dort nicht ausbleibt, wo ein wahrer innerer Wert vorhanden ist.

**Armand Fallières, der neue Präsident von Frankreich.** (Zu dem obensehenden Bilde.) Die Präsidentenwahl in Frankreich hat sich am 17. Januar mit all den Höflichkeiten, der Erregung und Erwartung vollzogen, die bei dergleichen wichtigen Anlässen üblich sind, und aus dem Wahlkampf ist Fallières, der Kandidat der republikanischen Linken, mit geringer Stimmenmehrheit als Sieger hervorgegangen. Armand Fallières, der achte Präsident der Republik Frankreich, steht im 64. Lebensjahre und ist, wie Thiers, Grévy und Loubet Südfranzose. Am 6. November 1841 zu Rézin im Departement Lot-et-Garonne geboren, studierte er die Rechte und ward zunächst Rechtsanwalt, dann Bürgermeister der Stadt Nérac. Schon gelegentlich der ersten Kammerwahlen, die nach Annahme der republikanischen Verfassung stattfanden, ließ sich Fallières in Nérac als Kandidat aufstellen, wurde gewählt und war als glänzender Redner für die Sache der republikanischen Linken tätig. Das öffentliche Leben ließ den einmal „Entdeckten“ nicht wieder los. Fallières war einer der 363 Deputierten, die nach dem Staatsstreich Mac Mahons — am 16. Mai 1877 — dessen reaktionärem Ministerium das Vertrauen verweigerten. Emporgetragen durch die eigene Kraft, ward Fallières späterhin Minister des Innern im Kabinett Duclercq vom 7. August 1882 und übernahm nach dessen Sturz — am 25. Januar 1883 — die Kabinettsbildung. Als Justizminister tätig in den beiden schnell aufeinander folgenden Kabinetten

Tirard, trat er schon von dort aus während seiner letzten Amtstätigkeit in den Senat über, in dem er, dank der ausgezeichneten Achtung, die er genoß, zuerst Vizepräsident, dann Präsident wurde, als Loubet ausschied, um an die erste Stelle der Republik zu treten. Seit 1899 war



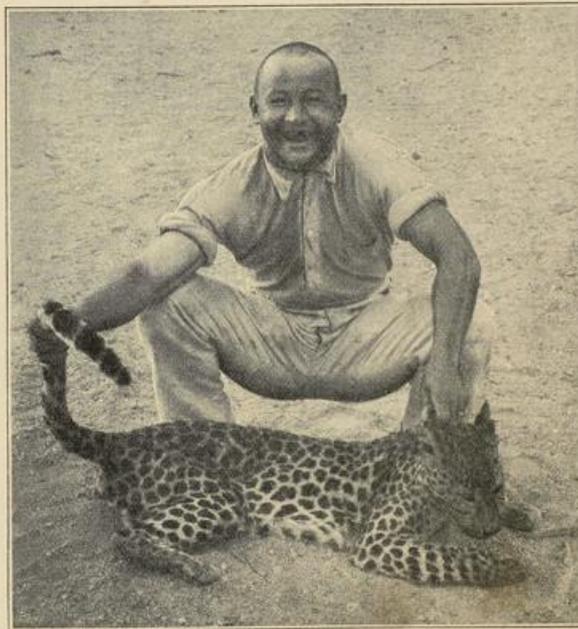
Präsident Fallières mit Frau und Tochter.

G. Zervant, Paris, phot.

Fallières Senatspräsident und hätte kürzlich wiedergewählt, diese Stellung auch weiterhin bekleidet, wenn die Wahl zum Präsidenten der Republik ihn nicht an einen bedeutungsvolleren Platz gerufen hätte. Der Sieg Fallières über den Gegenkandidaten Paul Doumer, um den sich die französische Republikpartei geschart hatte, bedeutet eine Betonung des Friedensgedankens, die auch in Deutschland mit Genehmigung und Freude empfunden werden wird. Fallières selbst wird als ein Mann von ernster Gewissenhaftigkeit und Besonnenheit gerühmt, dem alle boulangeristische Abenteuerien fern liegt, man darf erwarten, daß er in der Erhaltung des Friedens sein

vornehmstes und wichtigstes Regierungswert sehen wird.

**Vom Leopardenfang.** (Zu dem untenstehenden Bilde.) „Ein grauam, grimm, fröhlich, geschwind Tier, begierlich zu megen und Blut vergießen“ — also schilderte schon der alte Naturgeschichtsschreiber Conrad Gesner den Panther oder Leopard, und diese Charakteristik ist zutreffend. Dr. Heck, Direktor des Zoologischen Gartens in Berlin, meint, man könne sie Wort für Wort unterzeichnen. Dr. Pechuel-Loche stellt nach eigener Erfahrung und nach Berichten von Gewährsmännern dieser



„Leopardenfang“ in Afrika.

Kaufleute kein besseres Zeugnis ans. Sie laun sogar gefährlicher als der Tiger und der Löwe werden. Der afrikanische Leopard sowohl als auch der indische Panther scheinen vor dem Menschen nicht zurück; er greift ebensogut ein Haustier wie auch ein Kind oder einen Erwachsenen an, je nachdem sie ihm gerade in den Wurf kommen. In Indien wird die Pantherjagd sogar ernster als die Tigerjagd genommen; der Jäger muß stets darauf gefaßt sein, von dem aufgespürten Räuber plötzlich angegriffen zu werden, ehe er nur einen Schuß abgegeben hat. In der Gefangenschaft ist der Leopard stets eine wilde und hinterlistige Kage, von der man das Schlimmste befürchten muß. Eine Ausnahme machen nur junge Leoparden, die, so lange ihre Taten noch ungefährlich sind, harmlos und zutraulich erscheinen. Dr. Junker sah auf seinen Reisen in Ostafrika, wie das Töchterchen eines Agenten des Tierhändlers Hagenbeck, mit jungen Leoparden spielte. — Der Leopard in Deutsch-Südwestafrika ist nicht anders gearartet als seine Vettern in anderen Gebieten Afrikas und Asiens. Nun erhalten wir von dort, aus Kafas, von dem Bezirksführer der dortigen Bäckerei, Josef Kemelch, eine Photographie mit der Unterschrift: „So fängt Seppel die Leoparden in Deutsch-Südwestafrika“. Nach allem, was wir von diesen Kaufleuten wissen, ist das ein respectables Bravourstückchen, und wir bringen es gern zur Kenntnis unserer Leser als ein Beispiel von photographischem Jägerlatein.

**Von der Marokkokonferenz in Algier** bringen wir unseren Lesern einige Aufnahmen, die verschiedene Delegierte wiedergeben. Es

ist keine leichte Verantwortung, die die Vertreter der einzelnen Staaten auf den Schultern tragen, wenn sie über das Schicksal Marokkos mit



Révoil.

Der Gesandte Frankreichs mit seinen Sekretären.

allem Drum und Dran ihre Stimme abgeben. Mit begreiflicher Spannung hängen darum die Blicke der Welt an den einzelnen Persönlichkeiten, die in Algeciras zu Worte kommen. Der Präsident der Konferenz, der von Spanien entsandte Minister des Auswärtigen Herzog von



Die marokkanischen Gesandten.

Almodovar, ist uns Deutschen von seinem Aufenthalt in Deutschland her bekannt, als er 1900 dem Deutschen Kronprinzen das Goldene Bleich mit überbrachte. Besonderer Sympathien erfreut sich Italiens Vertreter, der greise Marquis Visconti-Venosta, Minister des Aeußeren in dem für Deutschland so bedeutungsvollen Jahre 1870; auch die deutschen Delegierten, der deutsche Botschafter in Madrid von Radowicz, einer der hervorragenden Diplomaten aus Bismarcks Zeit, und der Gesandte Graf von Tattenbach, sind Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit. Beide sind durch reiche Erfahrungen geschulte Diplomaten. Graf Tattenbach, der zum bayerischen Uradel zählt, ist mit den marokkanischen Verhältnissen aufs eingehendste vertraut. In der Person des Botschafters Révoil hat Frankreich seinen Vertreter gefunden, der im ganzen Verlauf der Marokkoangelegenheit viel und bedeutend hervorgetreten ist. Als Abgesandte des Landes, um dessen Wohl und Wehe so ernst beraten wird, sind die marokkanischen Staatsmänner Sidi Mohammed el Mokri und Mohammed el Torres auserselben worden; in ihrer fremd-

artigen Tracht vervollständigen sie die Buntheit der Bilder, die sich in dem sonst so stillen Algeciras aneinanderreihen, dessen Name von nun an der Weltgeschichte angehört.

**Der erste „Arzt“.** Das deutsche Wort Arzt ist aus dem griechischen archiatros entstanden. Die Griechen nannten aber ihre heilkundigen Männer oder Ärzte einfach iatros. Archiatros war ein besonderer Titel. Ebenso wie archiepiskopos Erzbischof bedeutet, kann archiatros mit Erarzt übersetzt werden. Dieser Titel kam aber erst spät auf. Wie Geh. Regierungsrat Reidrich in der „Deutschen medizinischen Wochenschrift“ ausführt, wurde er zum erstenmal für den Leibarzt des römischen Kaisers Claudius (41 bis 54 nach Chr.) gebraucht. Dieser heilkundige Mann hieß Xenophon und stammte von der Insel Kos, der Heimat des berühmten Hippokrates. Sein Bruder, der vor ihm kaiserlicher Leibarzt in Rom war, bezog ein Jahresgehalt von 100 000 Mark, soll die Stellung aber nur aus Liebe zum Kaiser angenommen haben, da ihm seine Stadtpfaxis nach seiner



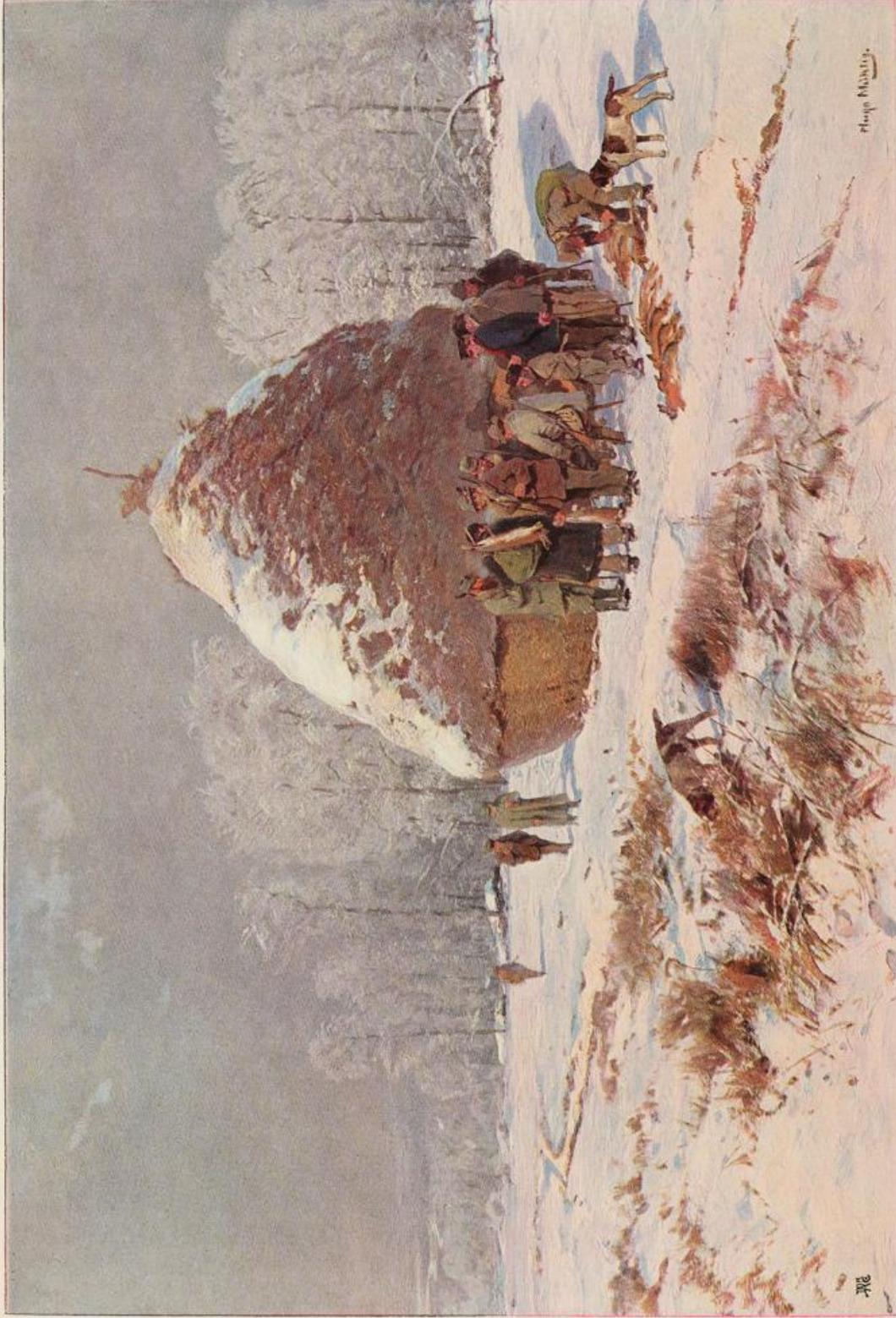
Visconti-Venosta. Herzog v. Almodovar.

Ausgabe 120 000 M. eingetragen hatte. Auch der Erarzt Xenophon wurde mit Ehren und Geld überschüttet. Trotz der Denkmäler, die ihm errichtet wurden, scheint er aber ein schlechter Leibarzt gewesen zu sein; denn er soll den todkranken Kaiser, dem seine Frau zu wenig Gift gegeben hatte, vollends vergiftet und dadurch die Gunst des Nachfolgers gewonnen haben. Die beiden Brüder haben große Aufwendungen für die Insel Kos und die Stadt Neapel gemacht und hinterließen außerdem ein Vermögen von 6 1/2 Millionen Mark.



Gräfin Tattenbach. v. Radowicz. Graf Tattenbach.

Von der Marokkokonferenz in Algeciras.



Nach der Treibjagd.

Gemälde von H. Thümlig.

